

Mährischer Grenzbote

Offizielles Nachrichtenblatt der Gemeinschaft Iglauer Sprachinsel e.V.

Erscheint monatlich einmal, im August als Doppelfolge für August/September; fallweise mit der Beilage „Iggelland“

Herausgeber und Verlag: Gemeinschaft Iglauer Sprachinsel e.V.

Verantwortlicher Schriftleiter: Harald Höfer
81735 München, Ramoltstraße 43, Telefon/Telefax 0 89 / 6 80 29 92

e-mail-Adresse Schriftleitung: harald.hoefer@debitel.net

e-mail-Adresse Verlagsleitung: grenzbote@yahoo.de



Verlags- und Vertriebsleitung: Jörg Gerspach
69436 Schönbrunn-Haag, Erlenweg 4, Tel./Fax 0 62 62 / 9 50 90

Bezugspreis jährlich 25,00 Euro
Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto-Nr. 32570-700

Bezugspreis für Österreich jährlich 25,00 Euro
Überweisung nur auf die Österreichische Postsparkasse
Konto-Nr. 2360559.

Empfänger Harald Hepner.

Druck: Druckpress GmbH, 69181 Leimen/Heidelberg

Sonderdruck

Dezember 2004

Geschichte der Heimat



Simmersdorf, Dorfteich. Rechts der Bauernhof vom Großvater von Schwester Sanctina (Margarete) Weber

Heimaterinnerungen
von Schwester Sanctina Weber

Eine Zusammenfassung der Grenzboten-Veröffentlichungen

Liebe Leser und Freunde des Heimatblattes und der „Heimaterinnerungen“ von Schwester Sanctina Weber („Bürgerlich“ Margarete Weber) aus Simmersdorf.

Sanctina Weber hatte uns für den Grenzboten ihre ausführliche Lebensgeschichte von 1930 bis 1946, also über die Zeit, die sie noch in Simmersdorf bzw. in der Sprachinsel verbringen durfte, zur Veröffentlichung überlassen. Auf vielfachen Wunsch haben wir die einzelnen Folgen hier zusammengefasst und bieten sie der interessierten Leserschaft nun als „Gesamtwerk“ an. Wer die Aufzeichnungen von Sanctina Weber gelesen hat, war in hohem Maße begeistert von der wunderbaren „Lebendigkeit“ der Erzählungen und Anekdoten, zur Kindheit und Jugendzeit, die viel Schönes und Heiteres hatte, zumindest noch bis zum Anfang der Jugendzeit. Offen und ausführlich hat Schwester Sanctina in den Erinnerungen auch die Zeit während und nach dem Krieg beschrieben, bis hin zur unsäglichen Vertreibung aus der geliebten Heimat. Wir wissen, dass viele in der Veröffentlichung auch ihre eigene Lebensgeschichte erkannt haben.

Der Mährische Grenzbote bedankt sich noch einmal sehr herzlich bei Schwester Sanctina Weber für die Überlassung der Heimaterinnerungen. Sie waren eine wirkliche Bereicherung für unser Heimatblatt und eine interessante und begehrte Lektüre für unsere Leser.

„Heimat-Erinnerungen“

Teil 1

Die Kindheit in Simmersdorf

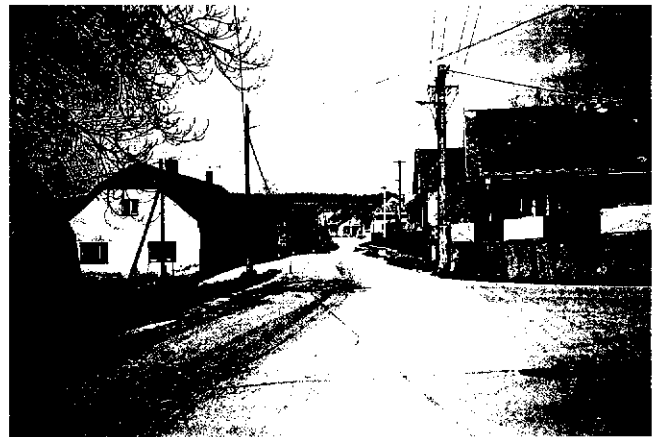
Am Ostersonntag des Jahres 1930 kam ich in der „Mühle am Bach“ zur Welt. Sie gehörte meinem Großvater, dem Vater meiner Mutter. Ein großes Wasserrad hinter der Mühle, neben der Säge drehte sich so mächtig, dass das ganze Haus erzitterte. Das Licht, das erste selbsterzeugte elektrische im Dorf, flackerte und zitterte mit. Das Wasser zur Mühle kam vom „Schwarzen Teich“, einem großen Fischwasser voller Karpfen, die im November gefischt, direkt in großen, breiten Bottichen auf Pferdewagen in die Stadt gefahren wurden. Wir Kinder standen am Damm und schauten dem Schauspiel zu. Männer mit langen Gummistiefeln wateten im Schlamm mit großen, korbartigen Netzen.

Der Hof der Mühle war ein Rechteck, eingeschlossen von der Mühle mit Wohnhaus, dem Pferde-, dem Kuh-, dem Schweine- und dem Hühnerstall, Heustadel, Scheuer, dem Ochsenstall und dem neuen Haus Nr. 72. Im hinteren Hof des Sägewerkes, die Stärkerei (hier wurde damals Stärke aus Kartoffeln gewonnen), der Brunnen, der Garten, der Wagenschuppen und die Kutschenremise – ein wunderbarer Spielplatz für uns Kinder. Kutschen, Schlitten und Steirerwagen – wir saßen drin und träumten von großen Reisen und dem Schellen der Glöcklein der Pferde am Schlitten.

Über dem zweiten Bach lagen oft Balken, auf denen die geschnittenen Bretter gestapelt waren. Hin-

ten, inmitten der Wiese, der Wiesenteich. Am Roi (Rain) zwischen Moos Birkenpilze, ein kleiner Tümpel mit jungen Gänsen und Enten, die ich hüten musste, damit sie nicht über die großen, weißen Wäschestücke liefen, die zum Bleichen da lagen und immer wieder begossen werden mussten.

Wenn ich heute an meine Kindheit denke, ist es, als schaue ich in ein altes Bilderbuch. Ich sehe die großen, glänzend goldgelben Blüten der Sumpfdotter- oder Butterblumen, der vielen Margariten und Glockenblumen, der karminroten Nelken, auch Marienränen genannt, am „Felexen Kreuz“. Besonders beim Kühe hüten erlebte ich die Nähe der Pflanzenwelt. Vom Vater wusste und weiß ich heute noch viele botanische Namen.



Simmersdorf, Dorfstraße

Das Dorf liegt in einer Mulde. Die vier Straßen in alle Himmelsrichtungen steigen alle bergan, wenn man das Dorf verlässt. Im Nordwesten ins Tschechische nach Pollerskirchen, im Norden nach Stecken, im Südosten nach Iglau, im Süden nach Wilhelmsdorf, das auch zur Gemeinde gehörte. Die Kirche steht erhöht, im Rücken der Friedhof. Zwei Teiche gab es im Dorf. Der erste lag bei der Mühle, der zweite beim „Felexn“. Man konnte rund um das Dorf herumgehen und ein Weg führte durch die Mitte. Der war immer voll mit Gänsen, vor denen ich als kleines Kind sehr große Angst hatte.

Ich kann mich an das erste Radio erinnern, das nur mit Kopfhörer zu hören war. Mit dessen Hilfe hörte meine Großmutter die Messe aus Brünn und Prag. Großmutter rührte noch selbst Butter und strich sie in ein Holzmodell mit einer Blume drauf. Wie gut schmeckte die Buttermilch mit kleinen Butterflöckchen darin! Der Gänsebraten wurde stets mit Äpfeln gefüllt und dazu gab es herrliche Semmelknödel mit Kraut. Leberknödelsuppe, Nudelsuppe mit selbstgemachten, von Hand fein geschnittenen Nudeln, Kartoffeln mit Salz und Kümmel, im Rohr gebraten, Reisauflauf mit Äpfeln, Schnitzel dünn geklopft, so groß wie der Teller und dazu Kartoffelsalat mit gekochten Eiern, sauren Gurken, klein geschnitten, mit einer Majonäse aus Eigelb durchzogen. Grüner Salat wurde stets mit Sauerrahm angemacht. Alle diese Herrlichkeiten konnte nur Großmutter so gut kochen.

In der engen, dunklen Küche wurde auch Brot gebacken. Mutter ging dabei im Kreis um einen großen, runden Holzkübel herum und rührte mit einem zwei Meter langen Holz den Brotteig mit Sauerteig. Dann nahm sie große Stücke heraus auf den Tisch und knetete und formte die Laibe, die man in großen Bastkörben zum Aufgehen abgedeckt auf die lange Bank stellte. Zuvor war der Backofen mit langen Holzscheiten geheizt worden. Die Asche wurde dann herausgekehrt und die Laibe mit einer langen Schaufel in den Ofen „geschossen“. Nach einiger Zeit musste das Brot gedreht werden. Jeder einzelne Laib wurde herausgeholt, mit kaltem Wasser abgewaschen und von neuem „eingeschossen“. Herrlich war das ofenfrische Brot, warm und locker. Manchmal steckte noch ein Stückchen Holzkohle in der Rinde.

Dann das Wäschewaschen: Die Wäsche wurde am Abend vorher eingeweicht. „Gut eingeweicht ist halb gewaschen“, sagte die Mutter. Gewaschen wurde von Hand im großen Holztrog auf dem Waschbrett. Wir hatten zwei dieser „Rumpeln“ aus weißem Marmor. Anschließend wurden die Wäschestücke im Bach geschwenkt. Hinten im Garten hatte man von Baum zu Baum Seile gespannt. Die weißen Tischtücher, Leintücher und Servietten legte man jedoch zum Bleichen ins Gras. Immer wieder mussten die Stücke begossen werden. Die Frauen waren mit der Wäsche den ganzen Tag beschäftigt. Das Dorf, die Kirche, die beiden Teiche, der „Turngarten“ (Sport- und Spielplatz), das „Hirtenhäusl“ (später Armenhaus), die beiden Bäche, die alte leerstehende Fabrik – alles wunderbare Spielplätze für die Kinder. In allen Werkstätten waren wir zu finden. Oder war nur ich so ein „Dorfbesen“?

Ich saß auf einem Stuhl und sah dem Schuster Binder zu, wie er Schuhe besohlte, mit unzähligen Holzstiften die Sohle nagelte, mit dem Pfriem Löcher vorstach, von Hand den gewachsenen Faden durchzog. Es roch so gut nach Leder. Als Licht am Arbeitsplatz hatte er nur eine kleine Petroleumlampe, die hinten eine Blechplatte hatte, die das schwache Licht etwas verstärkte. So heimelig war es dort beim Schuster! Er saß auf einem Dreifuß, erhöht auf einem Podium, hatte eine schwarze, speckige Lederhose an und wischte sich mit dem Handrücken die laufende Nase und den borstigen Schnurrbart. Beim Bäcker gab es nur am Samstag frische Semmeln und Kipfeln und frisches Brot. Vom Laden aus sah man in der Backstube die weißen, nackten Semmeln aufgereiht liegen. Der Bäcker wischte mit einem großen Flederwisch darüber. Der Flederwisch war einfach ein ganzer Gänseflügel. Beim Fleischer hörte man das Schwein in das ganze Dorf schreien, wenn es geschlachtet wurde. Ich wurde zum Einkaufen geschickt: Leber, Nieren, das Herz, das Hirn (mit Eiern drüber in der Pfanne – hm!), Presswurst und „Extrawurst“, Blut- und Leberwürste mit Kraut, viel mehr Auswahl gab es nicht.

Beim Schmied standen wir Kinder in größerer Entfernung. Groß und etwas gebückt, rußig schwarz im Gesicht und an den Händen, leuchtete nur das

Weiß seiner Augen und Zähne, wenn er am Schmiedefeuer und Amboss stand. Manchmal durfte, quasi als Auszeichnung, einer von den Buben den Blasebalg für die stets glühenden Kohlen des Feuers treten, in das der Schmied mit einer langen Zange das Eisen hielt, um es dann auf dem Amboss zu hämmern und zu schmieden. Meist formte er Hufeisen. Zischend zog er es aus dem Kühlwasser und drückte es auf den Pferdchuf. Noch heute rieche ich das verbrannte Horn der Hufe. Manchmal hallte durch das Dorf ein gleichmäßiger Klang zweier Hämmer, wenn der Schmied und sein Sohn im Takt schmiedeten.

Beim Tischler kann ich mich hauptsächlich an die vielen lockigen Hobelspäne erinnern, die er mit dem Handhobel erzeugte und an den Harzgeruch des frischen Holzes. Leim holte man in einer alten Blechtafel beim Tischler, wenn es etwas zu leimen gab. Ich glaube, man bekam ihn umsonst. Nur war er jedes Mal steinhart getrocknet, wenn man ihn wieder brauchte.

Es gab drei Gasthäuser im Dorf. „Beim Altrichter“, „Beim Fucker“ und „Beim Eisner“. Altrichters Lokal hatte einen Billardtisch. Wir Kinder hingen außen am Fenstersims, um den Männern zuzusehen. Beim Altrichter musste ich „im Schnitt“ (Getreideernte) das Bier holen und auf das Feld hinaustragen. Bei großer Hitze, auf dem Rücken die „Nouche“ (ein großer, viereckiger, hoher Korb mit Gurten), in jeder Hand eine Kanne, eine mit schon gesüßtem, schwarzen Kaffee mit Milch und die größere mit Bier. Der Altrichter hatte mir eigens einige Brocken Eis aus dem Keller geholt und hineingetan, damit das Bier kalt blieb. Mir steckte er auch einen Eisbrocken in den Mund, was herrlich kühlte, wenn er, langsam gelutscht, im Mund zerlief. 15 bis 20 Minuten waren oft zu gehen, barfuß in sengender Sonne. Wenn ich auf dem Feld ankam, setzten sich die etwa 12 bis 15 Leute auf den Roi zur Pause nieder. Es gab große Kanten Brot, in der Mitte ausgehöhlt, mit Butter oder Topfen (Quark) gefüllt. Kaffee und Bier wurden aus Email-„Tipfeln“ getrunken. Beim Altrichter in der Wirtschaft soll der Großvater einmal beim Kartenspielen ein Eck vom Tisch weggeschlagen haben, als er mit der Faust drauf haute. Altrichters hatten auch noch einen großen Bauernhof, die Gastwirtschaft ging nur so nebenher. „Beim Fucker“, das war eigentlich mehr die Wirtschaft für die tschechischen Dorfbewohner. Im Saal der Wirtschaft wurde zur „typisch tschechischen“ Blasmusik getanzt. Für uns deutsche Kinder war das tabu. Nur von weitem horchten wir auf die Musik, die sehr zünftig und zackig war und summten oder sangen leise mit. „Beim Eisner“ gab es einen großen Saal mit Bühne. Dort waren die Bälle, die Theateraufführungen und der Nikolaabend der ganzen Gemeinde. (Der hl. Nikolaus ist Kirchenpatron in Simmersdorf) Der Nikolo und der Krampus (Teufel) standen auf der Bühne und berichteten, was das Jahr über im Dorf los gewesen ist. Manches Geheimnis kam da zu Tage: Liebschaften, die sich anbahnten, wo ein Kind erwartet wur-

de u.a. wurde auf lustige Art vorgetragen. Mancher wurde auf die Bühne zitiert, wo der Teufel mit der Rute fuchtelte und mit den Ketten klirrte. Man bekam auch Päckchen ausgehändigt, meist anonymer Herkunft. So flog z. B. plötzlich ein Spatz durch den Saal, der aus einer Schachtel herausgekommen war. Ihn hatte ein Mann bekommen, der beim Gruß nie den Hut vom Kopf nahm. Man vermutete, dass er einen Vogel darunter habe. Ich bekam eine Schachtel mit drei lebenden Krebsen und wusste auch gleich woher sie kamen. Ich hatte nämlich drei Buben erwischt, als sie in unserem Fischteich von Hand Fische und Krebse fingen und es dem Großvater "verschwätzt". Ich wunderte mich damals sehr, wie die Buben bei dem fest gefrorenen Teich und eiskalten Bachwasser die Krebse im Dezember fangen konnten. Ich schaute im Saal umher und sah bald die grinsenden Gesichter der Lausbuben.



Nikolauskirche in Simmersdorf, Altar und Kanzel

Auch in die einzelnen Häuser und Familien kamen der Nikolo und der Krampus. In der Stille der Winternacht hörte man das Klirren der Ketten, das Bimmeln des Glöckchens und das Bellen der Hunde – schaurig für mich. Ich hatte große Angst.

Als ich etwa fünf Jahre alt war, schrie ich so sehr, dass der Nikolo vor der Stubentüre stehen blieb und nur durch den Spalt mit mir sprach. Ich kniete auf dem Boden und sprach zitternd das „Vater unser“, bis ich meine Gaben bekam: Nüsse, Äpfel, Johannisbrot und Lebkuchen. Vorbei mit der Angst war es erst, als ich beim Nikolo im Kindergarten meine eigene Schwester hinter Larve und Pelzmantel erkannte. Sie hatte die neuen Stiefel an, die sie kurz zuvor gekauft hatte.

Dass es auf Weihnachten zuging, hörte man im Dezember auch daran, dass man jeden Tag aus einer anderen Richtung das schreckliche Quieken und Schreien der Schweine hörte, die geschlachtet wurden. Wenn zu uns in der Mühle der Fleischhauer Proskotschil kam, wurde der große Holztrogt über den Hof in die Scheune getragen. Unmengen heißes Wasser wurden vorbereitet und die großen, furchtbaren Messer auf dem Schleifstein geschliffen. Das war ein runder Stein auf einem Holzgestell. Er hing in einer Wanne mit Wasser. Ich durfte die Kurbel drehen. Das Schwein wurde gestochen. Das Blut wurde in einer großen Schüssel aufgefan-

gen und dauern umgerührt. Das sehr große Schwein wurde mit kochendem heißem Wasser und Pech abgebrüht und dann auf einer Art Galgen in der Scheune aufgehängt. In gehörigem Abstand stand ich da und sah, wie der Fleischer mit einem Schnitt den Bauch aufschlitzte. Die Gedärme, die Leber, das Herz und die Lunge quollen heraus. Geduldig erklärte mir der Schlachter die einzelnen Organe. Überhaupt wich ich den ganzen Tag nicht von seiner Seite. Auf einem Fußschemel stehend durfte ich helfen, den Speck in kleine Würfel zu schneiden. Dicke Speckseiten – ich schätze bis zu 12 cm Dicke – wurden zu Schmalz ausgelassen. In der Küche dampfte und brodelte es den ganzen Tag. Es roch nach allen möglichen Gewürzen. Zunächst wurde das Kesselfleisch gekocht und als Gabelfrühstück mit Senf oder Kren (Meerrettich) und Brot auf den Tisch gestellt. Alle Hausbewohner samt Fleischhauer griffen eifrig zu. Für mich machte er extra kleine Blut- und Leberwürste. Ich muss sehr von ihm beeindruckt gewesen sein. Ich soll gesagt haben, wenn ich groß bin, werde ich ihn heiraten. Als er mich später, als ich etwa 12 oder 13 war, daran erinnerte, schämte ich mich sehr und bekam einen roten Kopf.

Presswurst als Füllung des Saumagens, Blut- und Leberwürste, große Reindeln mit Sulz, braun gebrutzelte Grammeln (Grieben), besonders aber das Grammelfett, das bis in den Sommer hinein hielt, waren Köstlichkeiten. Das meiste Fleisch wurde eingesalzen und später mit Sägemehl geräuchert (es gab ja noch keine Kühlschränke), Selchfleisch daraus gemacht. Unvergessen als Fleisch zu Schinkenfleckerln (Schinkennudeln), meinem Leibgericht bis heute.

Teil 2

Jahreszeiten, Winter und Frühling (Dez.-März) in Simmersdorf



Winter in Simmersdorf

Große Kälte, lange Eiszapfen, viel hoher Schnee ..., der Winter war lang und hart. – Im Advent zur „Roratmesse“ fest eingemummt, mit großem Schal um Hals und Kopf, einer Laterne mit einer Kerze in der Hand, so ging es bei großer Dunkelheit durch den frisch gefallenen Schnee stapfend, zur Kirche. Die Kirche eiskalt, aus den Mündern „rauchte“ es beim Singen und Beten. Eiskalte Füße „nägelnde“

Zehen, fast erfroren in nassen Schuhen, die den ganzen Winter nie trocken wurden, obwohl sie jeden Abend mit Zeitungen ausgestopft und am anderen Morgen dick mit Lederfett eingeschmiert wurden. Das Dorf war oft tagelang von der Außenwelt abgeschnitten, da die Hohlwege, dick verweht von großen Schneewehen, nur durch Männerhände mit Schaufeln freigemacht werden konnten. Schlimm, wenn der Arzt aus Stecken oder die Hebamme gebraucht wurden.

Weihnachten: „Gfložlkouchn“, Flecken aus Hefeteig mit „Zwoarg“ (Quark), mit Ei und Rosinen, Weihnachtsstriezel – erst fünffacher, dann vier-, dann drei und schließlich zweifacher Zopf aus Hefeteig mit Nüssen und Rosinen, geflochten und aufeinander geschichtet wie eine Pyramide, schließlich mit Ei bestrichen, braun gebacken. Vanillekipferln, Kokosbuserln, Ausstecherle von mir, Nusshäufchen, „Kejchla“, „Bichtala“, Schnecken und Vögel aus Hefeteig.

Am Heiligen Abend ganz traditionell der Karpfen, jedes Jahr. Süßsauer mit Biersoße, Rosinen und Nüssen. Der „Schwarze Kubo“, Graupen mit Pilzen, pikant abgeschmeckt, Fischsuppe zuerst – es sollte ja ein Festessen sein, es war ja Vigil vor Weihnachten und „wenn man fastete, sah man goldene Schweinchen am Himmel“. Ich sah sie nie!

Schon am Nachmittag des Heiligen Abend durfte ich nicht mehr ins Wohnzimmer. Papiergeraschel und hin- und hergehen von Vater und Mutter. Durchs Schlüsselloch gucken war verboten. Schlitten fahren war die einzige Möglichkeit, den Tag zu verbringen. „Hopp! Hopp! Hopp!“ rief man, wenn einem jemand in die Quere kam. Die Abfahrt war am Kirchenbuckel, vorbei an der Schule, dann eine scharfe Kurve. Wenn die nicht gelang, hing man am Hauseck von „s'Weschn“ Haus oder landete direkt im Bach. Wir banden unsere Schlitten aneinander. Der Letzte wedelte gefährlich hin und her. Die Schnüre, meist Garbenstricke rissen, und mit großem Hallo landeten wir oft kopfüber in seitlichen hohen Schneewällen. Die alten Leute schimpften meist, weil die Bahn oft glatt war, so dass sie nur mühsam bergauf oder bergab gehen konnten. Über Nacht haben böse Buben oft noch zusätzlich Wasser auf die Bahn geschüttet. Ganz rasant und gefährlich schnell ging das Schlittenfahren am andern Tag, bis jemand oft noch rauchende Asche oder Schaufeln voll Sand darauf streute.

Heiliger Abend: Mutter hatte den Karpfen im Rohr (Backofen), der „Schwarze Kubo“ roch durchs Haus. Als es dunkel wurde, nahm mich Vater an der Hand, und wir gingen durch das stille Dorf zum Friedhof. In manchen Fenstern sah man schon die brennenden Kerzen am Christbaum. Unter Schneelasten geduckt die weißen Häuser mit gewaltig rauchenden Schornsteinen. Auf dem Friedhof steckte Vater ein kleines Tannenbäumchen mit Engelhaar und drei bis vier Kerzen, die er anzündete, in den tiefen Schnee auf dem Kindergrab von Alfred, mei-

nem Bruder, der vor mir geboren aber schon im Alter von vier Monaten gestorben war. Wenn wir dann heim kamen, war endlich Bescherung. Mutter ging ins Wohnzimmer und zündete die Kerzen an. Dann erklang das Porzellanglöckchen und die Tür ging auf. Auf dem Flügel zwischen den Fenstern stand der Christbaum auf einem Ständer. Dieser war gleichzeitig Spieluhr und spielte knackend und knarrend „Stille Nacht“ und „Oh du Fröhliche“, wurde immer langsamer, bis er schließlich mit Klick-klack stehen blieb. Dann erst durfte ich weiter ins Zimmer hinein gehen. Unter dem Baum war eine kunstvolle, ausgeschnittene Papierkrippe aufgestellt, von einem Papierstern rot überstrahlt.

Es muss 1940 oder 1941 gewesen sein. Damals bekam ich eine Puppe in der Iglauer Tracht. Neugierig hatte ich Tage zuvor in den Schränken gesucht und tatsächlich die Schachtel hinter der Bettwäsche gefunden. Mutter sah mir gleich an, dass ich nicht mehr überrascht war, als ich die Puppe auspackte. Dann suchte ich verzweifelt mein Bastkörbchen für Mutter und die Zigaretten für Vater. Ich wusste einfach nicht mehr, wohin ich beides so gut versteckt hatte. Vater flüsterte mir zu, ich soll mal hinter dem Brockhaus-Lexikon im Bücherregal nachsehen. Er hatte es dort schon lange entdeckt.

Um 12 Uhr ging es zur Mitternachtsmesse, im tiefen Schnee, in die eiskalte Kirche. Ich fror fürchterlich an Händen und Füßen. „Kommet ihr Hirten“ und „Freu dich Erd und Sternenzelt“ sind bis heute meine liebsten Weihnachtslieder. Beide stammen ja aus Böhmen, wie ich viele Jahre später erfuhr. Am ersten Weihnachtstag lag eine große Stille über dem Dorf. Nur das Notwendigste durfte getan werden. Lange Eiszapfen hingen von den Dächern. Das Dorf lag wie in Watte eingehüllt.

Zum Mittagessen gab es Leberknödelsuppe, Gänsebraten mit Äpfeln gefüllt, Kraut und Semmelknödel. Am Nachmittag wurde „Caj“ getrunken, russischen Tee mit Rum, für mich mit Zitrone. Niemand ging aus dem Haus. Dafür ging man am Stefanstag zum „Stefeln“, d.h. man besuchte Verwandte, aß „Schirmkouchn“ (Mohn-, Apfel- und Rosinenaufgabe, hoch mit Streusel betreut, süß gefüllt mit „Powidl“). Der Kuchen füllte den ganzen „Schirm“, wie das Kuchenblech hieß. Manche gingen von Haus zu Haus, wo doch das halbe Dorf miteinander verwandt war. Aus manchen Höfen hörte man Singen und Ziehorgelmusik, die jungen Leute tanzten in den großen Bauernstuben. Tschechische Kinder gingen von Haus zu Haus, sangen oder leierten ein Sprüchlein herunter und bekamen ein „Koleda“, was Weihnachtslied, hier Weihnachtsgabe heißt. Sie bekamen Striezel, Äpfel, Nüsse, Zuckerwerk und trugen alles meist in zusammengebundenen „Sacktüchern“ (Taschentüchern) als kleine Bündel am Arm. Böse Buben lauerten oft hinter den Hausecken, überfielen die kleinen Mädchen und raubten ihnen die Schätze, was meist ein großes Geschrei auslöste.

Am 1. Januar, dem Neujahrstag, ging man zu den Großeltern und Paten zum Neujahr anwünschen, wofür man ein Geldstück bekam. An Dreikönig wurde dem Vieh im Stall von dem geweihten Salz und Wasser in den Trog gegeben, was sie gierig leckten. Mit der Kreide schrieb man C+M+B an die Haustüren.

Den Winter über hörte man das Klipp und Klappklappklapp der Dreschflegel in den Scheunen, wo noch lange für Bindebänder für das Getreide und für Bettstrohsäcke das lange Kornstroh von Hand gedroschen wurde - auf den großen Höfen gab es schon vor dem Krieg Dreschmaschinen - bis 1937 die Elektrizität Einzug hielt. Das war eine Riesensensation! Wir Kinder liefen den „elektrischen Männern“ im Dorf nach und bewunderten die Lampen, die in den Ställen, Küchen und Stuben angebracht wurden. Und erst die Radios mit den „großen grünen Augen“, zur Kontrolle der Feineinstellung! Eine ganz neue Welt ging uns da auf. Wir konnten bei Straßenlicht abends Schlitten fahren! Die Verdunkelungspflicht setzte dem bald ein Ende.

Fasching: „Heep, heep, heep“ riefen die Kinder auf der Straße und die „Heepen“ rannten ihnen mit Stöcken in den Händen nach, um sie zu verhauen. Sie hatten Masken, meist aus Papier selbst gemacht oder mit Hilfe der Mütter selbst genäht, alte Kleider, Hüte, große Schuhe. Zum Fürchten sahen die „Heepen“ aus. Ich hatte als Kinde sehr Angst vor ihnen. Man erzählt ich sei vor meinem eigenen Spiegelbild so sehr erschrocken, dass ich nie mehr eine Maske aufsetzte. Manchmal, das muss noch vor dem Krieg gewesen sein, ist sogar ein Umzug zustande gekommen. Auf einem Sessel, von einigen Burschen getragen, saß ein König mit Krone und Zepter. Das Fußvolk begleitete ihn mit uniformähnlichen Kleidern, Soldatenhelmen oder Feuerwehrsachen. Die alte Feuerwehrspritze, von Hand gezogen und von Hand gepumpt, wurde mitgeführt und damit in der Gegen herumgespritzt. Ich Feigling ließ mich im Haus einschließen und schaute vorsichtig vom Fenster auf dem Dachboden auf das Treiben. Die Schule steht erhöht, ich konnte dem ganzen Zug ums Dorf nachschauen. Wenn ich glaubte ein „Heep“ schaut zu mir herauf, versteckte ich mich schnell und war jedes Mal froh, wenn der Spuk vorbei war.

Auf den fest gefrorenen Teichen fuhren wir Kinder Schlittschuhe oder machten uns auch eine Schleifbahn. Wenn aber die großen Burschen zum Eishockeyspielen kamen, mussten wir froh sein, wenn wir vom Damm aus zusehen durften. Im letzten Winter vor dem Kriegsende bekam ich noch ein paar neue Skier und Schlittschuhe, ganz modern am Schuh festgemacht. Beides musste ich Mitte Januar für die Soldaten in Russland abgeben, schweren Herzens, aber in dem Glauben, dem Krieg zum Sieg zu verhelfen. Ich war ja so ahnungslos, ganz versponnen in meine Kinder- und Schulprobleme. - Das war auch ein böses Erwachen 1945. Aber davon später.



Teil 3 –
Jahreszeiten, Ostern
und Frühlingserwach-
chen (April u. Mai)
in Simmersdorf

Die Schneeschmelze, erst im April, setzte das ganz Dorf unter Wasser. Die Wege, nicht asphaltiert, waren aufgeweicht. Es spritzte und „pflatschte“ bei jedem Schritt. Mit Stöcken und Gartenhacken machten wir Kinder Kanäle und Gräben, damit das Wasser aus den Lachen und Fahrrinnen ablaufen konnte. Irgendwie lief alles bergab in die beiden Bäche und Teiche.

Es ging auf Ostern zu. Am Palmsonntag band man zur Palmweihe große Büschel von Weidenkätzchen mit roten Maschen (Bändern) zusammen. Daheim wurden einzelne Zweige hinters Kreuz an der Wand gesteckt, wo sie das ganz Jahr blieben. Andere Zweige steckten die Bauern am Rand der Felder in die Erde und baten dabei um Segen für die Feldfrüchte. Am Gründonnerstag ging ich immer zum Bäcker und holte die „Judasln“ und zum „Fucker“ um ein Glas Honig. Der wurde auf das „Judasl“ gestrichen und bedeutete den Judaskuss. Die „Judasln“ sahen aus wie ein eingerollter Strick oder wie heute bei uns die Schneckenudeln. Am Karfreitag ging ich mit Mutter zum heiligen Grab. Hinten in der Kirche war eigens eine Kapelle mit dem Leichnam Jesu im Grab. Es war mit großen bunten Glaskugeln, die mit Wasser gefüllt waren, geschmückt. Mit einer Kerze dahinter leuchteten sie geheimnisvoll in der dunklen Kirche. Auf dem Boden davor lag ein großes Holzkreuz mit Korpus. Ich musste es Mutter nachmachen und alle fünf Wunden Jesu küssen. Das kostete mich jedes Jahr große Überwindung, besonders auch, weil die beiden Ministranten nach hinten schauten und grinsten und kicherten.



Kirche und Friedhof in Simmersdorf

Am Karfreitag läuteten die Glocken nicht wie sonst morgens, mittags und abends. Sie seien nach Rom geflogen, sagte man uns Kindern und würden erst zu Ostern zurückkommen. Das war die große Zeit der Buben. Mittags um 12 Uhr gingen sie mit den Ratschen durchs Dorf. Ein Zahnrad, aus Holz gesägt, mit einer Kurbel gedreht und einem dünnen Lättchen, das von Zahn zu Zahn sprang, gab ein scharrendes Geräusch. Andere hatten ein Holzbrett mit Griff, worauf ein Holzhammer hin und her sprang und ein klopfendes Geräusch machte. Wir anderen Kinder liefen hinterdrein und hatten unsere Freude an dem Krach. Am Karsamstagmorgen, wenn die Sonne aufging, liefen die jungen Mädchen, ohne ein Wort zu sprechen, an den Bach oder an eine Quelle, um sich dort zu waschen und drei „Vater unser“ zu beten. Wohl ein Brauch, der die Ostertaufe, die Osterwasserweihe symbolisierte. Man wurde davon angeblich schön und gesund. Und dann der Karsamstagabend, die Auferstehungsfeier: In allen Fenstern standen Kerzen, ein überaus festlicher Glanz. Mit dem Allerheiligsten, der Monstranz, zog die Prozession um das ganze Dorf, begleitet von Mädchen in weißen Kleidern. Die Ministranten schellten unentwegt. Der Rundweg führte von der Kirche zum oberen Teich und zur Mühle, zum „Flexn“, um den unteren Teich und hinauf zur Schule und zurück zur Kirche. „Seht auferstanden ist der Herr“ – mit vielen Strophen sang die Gemeinde, langsam, laut, feierlich. Die Glocken läuteten die ganze Zeit.



Dorfteich, rechts der Bauernhof vom Großvater

Ostersonntag: Gefärbte Eier, rote, gelbe, blaue, weiße. Das Osterbrot, ein runder Laib aus Hefeteig mit Rosinen, in der Mitte ein Kreuz eingeschnitten. Zickleinflisch, paniert, das Osterlamm ersetzend. Ziegen, die Kuh des kleinen Mannes. Die vielen Ziegen der Glasschleifer hatten um diese Zeit ihren Nachwuchs. Wir Kinder kannten genau die Häuser und Ställe, wo ein Ziegenbock hauste, weil es dort so penetrant stank. „Schmeckostern!“ – Mit einer aus Weidenruten geflochtenen „Karabatschn“ bewaffnet, zogen kleine Buben und große Burschen von Haus zu Haus, um den Weibsleuten das Hinterteil, die weiten Röcke auszuklopfen und Eier dafür zu bekommen. „Rote Eier, rote Eier, wenn net rote, so die weißn, dass euch d' Flöh net beißn“.

Heidnischer Fruchtbarkeitszauber? Mit Gekreisch liefen die Mädchen davon, im Hof um den Misthaufen herum und die Burschen ihnen nach.



Die noch sehr junge Schwester Sanctina beim Ziegenhüten

Der Frühling in Simmersdorf: Gänseblümchen, Dotterblumen, Löwenzahn, Veilchen. In jedem Hof Hennen mit Kücken, junge Enten, junge Gänse. Zicklein springen herum. Die Enteneier wurden von Bruthennen ausgebrütet, welche ganz entsetzt am Bach hin und her rannten, wenn „ihre“ Kinder auf dem Bachwasser davon schwammen. Es gab eine Unmenge Gänse auf beiden Teichen im Dorf. Da wir Kinder meistens barfuß liefen, hieß das, das ganze Jahr Gänsedreck an den Füßen oder auch an den Schuhen. Für die jungen Gänse wurden Brennesseln gerupft und klein gehackt und mit hart gekochten Eiern vermischt. Das war das Futter für die gelben Wollknäuel. Später, wenn sie begannen Gras zu rupfen, mussten sie gehütet werden. Bei den Gänseherden ums Hirtenhäusel herum waren oft böse Gänseriche dabei, die ihren „Harem“ bewachten. Wenn man zu nahe kam, konnte es sein, dass sie einem flügelnd mit lang gestrecktem Hals nachrannten und versuchten, mit dem roten Schnabel in die Waden zu zwicken. Ich machte immer einen großen Bogen um die weiße Schar.

Der Mai kam „herangerauscht“. Im Dorf freute sich alles auf das Maibaumsetzen. Vor meiner Zeit soll es im Dorf einen richtigen Turnverein gegeben haben. Im „Turngarten“, einer umzäunten Wiese mitten im Dorf, stellten die Burschen einen hohen Maibaum mit bunten Bändern auf. Am Sonntag ging man spazieren, z.B. zum „Hohen Stein“, durch lichten Laubwald oder zum „Zwirgalloch“ in der „Hütten“. Früher war dort eine Glashütte, später eine Glasschleiferei. Das „Zwirgalloch“ war der Eingang eines ehemaligen Silberstollens. Mit einem Kerzenstumpfen in der Hand krochen wir ein Stück hinein, um schnellsten wieder zu flüchten, wenn die Kerze ausging. Für uns Kinder ein gespenstiges, gruseliges Erlebnis.

Die Bauern fuhren wieder mit den Pferden auf die Felder und pflügten die großen, braunen Flächen für den Kartoffelanbau. Vom Schulhaus hörte man die Kinder singen, von Vater mit der Violine begleitet „Im Märzen der Bauer“, „Kuckuck, Kuckuck ruft's aufs dem Wald“, „Komm lieber Mai und mache“ und „Alle Vögel sind schon da“. Die Hennen hörte man gackern, noch ein Geräusch, typisch für diese Zeit. Sie legten wieder fleißig Eier. Vor jedem Haus oder Hof lag ein großer Haufen Reisig. Von den Hackklötzen, abgesägten Baumstämmen, standen oft zwei oder drei Frauen: Großmutter, Mutter und vor allem die Töchter und hackten mit einem kleinen Beil Reisig. Das grüne, weiche Nadelgehölz

wurde kleingehackt, die Zweige mit Strohband, später mit Garbenstricken zu Büscheln gebunden. Aufgestapelt, den Sommer über getrocknet, gab es das ganze Jahr über wunderbar dünnes Reisig zum Feuer anzünden. Es wurde ja mit Holzfeuer Essen und Wäsche gekocht und Brot gebacken. Die grünen Reiser streuten einige Bauern dem Vieh im Stall ein, weil um diese Zeit nach dem langen Winter das Stroh meist aufgebraucht war.



Simmersdorfer Frauen beim Reishacken

Am letzten Maissonntag gab es dann ein Fest. Der Maibaum wurde umständlich umgesägt. Ein Förster mit Hund und Gewehr war dabei. Junge Burschen mit Bärten, riesigen Sägen und Äxten markierten Betrunkene, fielen immer wieder um und wurden mit viel Hallo und Gelächter der Zuschauer angefeuert. Es dauerte lange, bis der Baum umfiel. In der bäurischen Tracht tanzte dann die Dorfjugend. Im Turngarten waren auch manchmal ein Ringelspiel (Karussell), eine Schiffschaukel und ein Mann mit einem Bären zu sehen. An den Sonntagen tanzten wir Mädchen unsere Reigen, nur von unserem Gesang begleitet. „Alle Wiesen sind grün“, „Rote Kirschen eß' ich gern“, „Wir wollen im Sommer nach Holland geh'n“, „Es geht nichts über die Gemütlichkeit“ oder wir spielten „Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?“ oder „Vogel flieg aus, komm wieder gut nach Haus“. Später, als wir größer waren, war Völkerball modern.

Teil 4

Sommer in Simmersdorf (Juni - August)



Im Juni war Heuernte. Am frühen Morgen, wohl schon um vier oder fünf Uhr, gingen die Mäher hinaus, im Tau das hohe Gras zu mähen. Mir tat es immer leid, die Pracht fallen zu sehen. Früher liebten die Bauern das Gras stehen, bis es blühte, um recht viel und langes Heu zu haben. Uns Kindern war es verboten die Wiesen zu betreten. Nur am Rand durfte man Blumen pflücken. Die ersten Wiesenblumen waren das zartila Wiesenschaumkraut und die dickstieligen Butterblumen mit den großen, runden Blättern und den dunkelgelb glänzenden Blüten. Sie wuchsen am Bach entlang, in den sumpfigen Wiesen „im Grund“. Dann die rosaroten „Zahnbürsten“, wie wir sagten, braune Küchenschellen, Wiesenknopf, Kuckuckslichtnelken, Pechnelken, Glockenblumen, wilde Möhren. Auf trockenen Wiesen das Zittergras und dann die Margariten, wilde Kamillen und wilder Kümmel. Wir Kinder sammelten den Kümmel, wenn er nicht gemäht worden war und an den Wegrändern reif wurde und trugen ihn heim. – Und dann vor allem meine Lieblingsblume: die „Marientränen“, die Steinnelke. Beim „Felexn“ Kreuz gab es die dunkelsten, die schönsten. An den Rainen zwischen den Äckern wuchsen lange Streifen Heckenrosen, auf den Wiesen vor dem Wald blühte der Klatschmohn und im Korn die blauen Kornblumen. In den Bauerngärten eine Pracht: Lange Stockmalven, zwischen den Zaunlatten hingen fette Kapuzinerkressezweige heraus. Schneeballbüsche – Fliederduft hing süß in der Luft. Große dunkelrote Pfingstrosen, majestätische Feuerlilien, lange blaue Schwertlilien, samtige Buschnelken, von weiß über rosa bis dunkelrot. Unvergesslich die großen, weißen Kerzen der Kastanienbäume und die weißen Dolden des Vogelbeerbaumes. Bei der Fabrik stand die einzige rot blühende Kastanie, die wir Kinder extra bestaunen gingen. An der Mauer der verfallenen Fabrik entlang gab es besonders viel gelbes Schöllkraut. Dessen dicker, gelber Saft war angeblich gut gegen Warzen. Manche, die damit behaftet waren, bestrichen sie wirklich damit. Ob es half habe ich nie erfahren. Da fällt mir auch noch die Wolfsmilch mit ihrem milchigen Saft ein. Wir suchten sie und brachen den Stängel mitten entzwei, um uns zu vergewissern, dass Milch drin war. Aus den weißen Blüten der Taubnessel lutschten wir den süßen



Honigseim, ebenso aus den lila Kleeblüten. Sauerampfer war begehrt und auch der Hasenklee im Wald wurde gegessen. – Das ganze Dorf ein einziger Blumenstrauß.

Fronleichnam nahte. Überall wurden die Höfe, Hofeinfahrten und Straßen mit frischen Birkenreisbesen gekehrt. Damit es nicht so staubte, wurde vorher mit Gießkannen Wasser aus dem Bach geholt und „gesprengt“. Die Männer steckten am Prozessionsweg entlang junge Birken in den Boden. Drei Altäre wurden errichtet. Der erste beim Bäcker Kreuz, der zweite bei der Mühle, der dritte beim Kaufmann Fuchs. Wir Mädchen bekamen die Haare mit Zuckerwasser nass gemacht und in unzählige kleine Zöpfchen geflochten. Droben standen sie stocksteif vom Kopf ab. Am frühen Fronleichnamsmorgen wurden sie ausgekämmt. Das war eine schreckliche Tortur. Es ging nie ohne Tränen und Geschrei ab, weil das furchtbar rupfte und zupfte, bis das Zuckerwasser ausgekämmt war. „Hoffart muss leiden“, war der Kommentar der Mutter. In weißen Kleidchen, mit Kränzchen und Blumenkörbchen, die gezupften Blüten streuend, durften wir vor dem Allerheiligsten gehen. Der „Himmel“ wurde von angesehenen Männern des Dorfes getragen, darunter ging der Pfarrer im Vespermantel mit der Sonnenmonstranz. Einige Burschen hatten den Auftrag, ein kleines Harmonium von einem Altar zum anderen zu tragen. Sie rannten immer durch die Dorfmitte, um am Altar zu sein, wenn die Prozession ankam. Ich staunte immer, wie es kam, dass gerade die Glocke vom Kirchturm läutete, wenn der Segen gegeben wurde. Unsere Kirche steht ja sehr hoch, wahrscheinlich konnten die Läutebuben vom Turm aus die Lage übersehen. Die vielen Frauen und Jungfrauen in ihrer bunten, vorwiegend weiß-blau-roten Tracht und den roten Kopftüchern. Es war eine Pracht! Wenn die Zeremonie vorbei war, stürmten die Leute die Altäre und rissen Zweige ab, um sie mit nach Hause zu nehmen, weil sie geweiht und gesegnet waren.

Doch wieder zur Heuernte: Mit Holzrechen wurde das gemähte Gras von ganzen Reihen von Frauen in weißen Kopftüchern immer wieder gewendet. Halbtrocken wurde es abends zu Heuschobern aufgetürmt. Bei gutem Wetter wurde es am nächsten Tag wieder verstreut, bis es dann, nachdem es ganz trocken und wieder zusammengereicht war, mit großen Gabeln von stämmigen Männern auf den Leiterwagen geladen wurde. Dort stand meist eine Frau und verteilte gekonnt die großen Ladungen nach links, rechts und in die Mitte des Wagens. Zuletzt kam ein wagenlanger Baumstamm, der „Wistbaum“ darauf, wurde mit Stricken festgebunden – und los ging die abenteuerliche Fahrt zur Scheune. Abenteuerlich deshalb, weil die Wege sehr steinig, uneben und kurvenreich waren und der schwankende Wagen von Männern mit Gabeln gestützt werden musste, wenn er in Schräglage kam. Schlimm war es immer, wenn die Ladung verrutschte oder gar der ganze Wagen in den Straßengraben kippte. Es musste von neuem geladen werden. Besonders dra-

matisch war es, wenn ein Gewitter im Anzug war und es bereits donnerte. Jeder wollte seine kostbare Fracht trocken unters Dach bringen.



Im Juli war der „Schnitt“, die Getreideernte. Große Flächen Korn - Roggen, Weizen, Hafer, Gerste und Flachs. Dieser hatte im Frühjahr tiefblau geblüht. Kornblumen, Klatschmohn, Kamille, Feldstiefmütterchen zwischen den Ähren, schade um sie. Tief gebückt mähten starke Männer breite Reihen. Die Halme fielen gerade um. Frauen rafften sie mit der Sichel zusammen und trugen sie zu Garben auf die meist von Kindern ausgelegten Bänder. Früher waren dies im Winter geknüpft Strohbander, später ein lila „Spagat“ mit einem Hölzchen. Dann kamen die Binder. Mit einem Holzkegel in der Hand knieten sie auf die großen Garben und banden sie fest zusammen. Danach wurden sie zu „Mandeln“ oder „Puppn“ aufgestellt. Es standen kerzengerade Reihen. Eine „Mandl“ bestand aus zehn Garben. Bei der großen Hitze dauerte das Bänderlegen, barfüßig, mit blutig gestochenen Füßen, für mich eine Ewigkeit, von Mittag bis zur Jause. Bänderlegen, das war die Arbeit in den Sommerferien. Endlich Jausezeit! Am Roi entlang bis zu 20 Männer und Frauen. Jeder bekam einen Keil Brot mit Butter oder „Zwork“ (Quark), gesüßten Milchkaffee in Emaille-„Tipfeln“. Das schmeckte nach der schweren Arbeit. Die Männer bekamen aus Milchkannen Bier eingeschenkt, in dem Einsbrocken schwammen.



Zum Mittagessen wartete zu Hause ein lange Tafel. Durch die ganze Stube und Kammer standen Tische, Stühle und Bänke. Es gab Nudelsuppe, Schweinernes, Knödel und Kraut und Bier. Den ganzen August, je nach Wetter auch bis in den September, wenn der Hafer so weit war, dauerte der „Schnitt“.

Schwer beladen schwankten die hohen, kunstvoll beladenen Garbenwagen durch die Hohlwege dem Dorf zu. In den Scheunen türmten sich die Fruchtgarben bis unters Dach. Sie waren mit langen, dreizinkigen Gabeln von Hand abgeladen und hochgestemmt worden. Immer wieder kam ein Gewitter dazwischen. Bei kohlschwarzem Himmel, von Blitzen durchzuckt, schlugen die Bauern auf ihre Pferde, Ochsen oder Kühe ein, um ja trocken die Scheuer zu erreichen.

Wenn es sehr heiß war, versuchten wir Kinder im Bach zu baden. Zu Hause hatte ich wohl einen Badeanzug, weil die Familie meist sonntags zum „Schwarzen Teich“ ging. Aber die Bauernmädchen hatten diesen Luxus nicht und so zogen wir einfach alles darunter aus und ließen nur die Schürzen an. Die waren hinten geknöpft, fast wie ein Kleid. Wenn wir aber im Bach an einer tiefen Stelle im Wasser standen, schwammen die Schürzen obenauf, was ein Gelächter und Gequietsche auslöste. Wir tauchten immer wieder bis zum Hals und wühlten das dreikige Wasser auf. Manchmal fühlte man Fische an den Waden. Wir Mädchen waren unter uns. Die Buben hatten ihren eigenen Badeplatz. Die hatten es einfacher. Sie liefen sowieso den ganzen Sommer in ihren kurzen, schwarzen Turnhosen und ohne Hemd herum. Wehe, wenn sich einer in unsere Nähe wagte! Mit Geschrei, ja sogar mit Steinen wurde er vertrieben. Einmal saß einer hoch in einem Baum und schoss mit einer Steinschleuder kleine Steine auf uns. Das tat sehr weh. Wir waren machtlos. Steinschleudern waren verboten. Vater hat sie, wo er konnte, den Buben weggenommen. Aber sie tauchten immer wieder auf. Manche Buben waren so geschickt, dass sie damit sogar auf Vögel schossen – und trafen. Den ganze Sommer über liefen alle Kinder des Dorfes barfuss. Was hatte ich oft aufgestoßene Zehen – und im Bach lagen Glasscherben. Am Sonntag, zur Kirche, mussten Schuhe angezogen werden. Welche Qual für die Füße. Am Nachmittag aber ging man schon wieder barfuss.



Am „schwarzen Teich“ (neue Aufnahme)

„Gejst mit in d’ Bierla?“ (Beeren), schwarze „Bierla“ (Heidelbeeren), Himbeeren, Erdbeeren in rauhen Mengen in den Wäldern ringsum. Dazu mussten

aber Schuhe, möglichst hohe, angezogen werden. Es gab Kreuzottern, die meist in Lichtungen auf Baumstümpfen in der Sonne lagen. Mutige Buben stupsten die Schlange mit langen Stöcken aus sicherer Entfernung bis sie sich regte. Einmal richtete sie sich auf und verfolgte uns mit wellenförmigen „Sprüngen“. Wir ließen unsere „Tipfeln“ und Kannen fallen und rannten um unser Leben. Manchmal fand man aber auch gar nicht viele „Bierla“. Aus Furcht ausgelacht zu werden, stopfte ich die untere Hälfte der Kanne dann mit Moos und Gras aus und legte etwa 10 cm Beeren darauf. Im Dorf angekommen, wurde man von den Leuten, die von den Feldern kamen, gelobt, wenn man möglichst noch über den Rand eine Kuppe auf der Kanne hatte. Mutter freute sich, dass ich in so kurzer Zeit zwei Liter gesammelt hatte und ich holte eine große Schüssel. Morgen würde es „Bierlknödel“ geben. Sie staunte nicht schlecht, als plötzlich die ganz Schüssel voll Gras und Moos war und die Handvoll „Bierla“ darunter verschwand. Wenn es besonders viele Heidelbeeren gab, kaufte Mutter sie von den alten Weiblein, die froh darüber waren. Auf dem heißen Dachboden für den Winter getrocknet, waren die Heidelbeeren ein gutes Mittel gegen Durchfall.

Mit den Kirschen und den „Jakobi“-Äpfeln – weil sie um St. Jakob, am 25. Juli, reif wurden – begann die Zeit des „Striegelns“ (Obst klauen). Wir wussten genau, dass es beim Kuttelwascher die frühesten Apfel gab, „bei’s Felexn“ Blutbirnen, und zum Kirschen stehlen gingen wir eigens nach Wilhelmsdorf. Wenn die Bauersleute mit Knechten und Mägden auf den Feldern und Wiesen waren, war es meist ganz still um die Höfe herum. Nur alte Leute und kleine Kinder waren zu Hause oder vor dem Haus auf dem „Bänkl“. „Bei’s Podraska“ in „Heislern“ (Wilhelmsdorf) stand ein prächtiger Kirschbaum im hintersten Eck am Zaun. Wir waren zu dritt: S’ Kudara Nanni, ich und wer noch weiß ich nicht mehr. Die Kirschen waren besonders groß und süß. Plötzlich, wie aus dem Boden gestampft, stand die taubstumme Kathi mit einem langen Holzschleit da, stieß fürchterliche, unartikulierte Laute aus und drohte uns. Wir waren zu Tode erschrocken. Die Kathi sah man nur selten, um so mehr Furcht löste ihr plötzliches Erscheinen aus. Wir drei rannten, am „Wolfn“ Kreuz vorbei bis in den „Hau“ hinunter und trösteten uns damit, dass die Kathi ja nicht sprechen konnte und uns nicht verraten würde. Da täuschte ich mich aber sehr. Im Winter darauf schickte mich Walter, er war Ortsvorsteher, mit einem Brief zu’s Podraskas. Nichts ahnend stand ich in der Küche, bis der Podraska umständlich etwas unterschrieben hatte. Da kam die Kathi vom Melken mit einem Eimer Milch herein. Als sie mich sah, stieß sie wieder so unheimliche Laute aus, zeigte auf mich und gestikuliert mit den Händen. Zu meiner Verwunderung merkte ich, dass ihr Vater, die Mutter und die Marie sie zu verstehen schienen. Ich schämte mich sehr, als Frau Podraska sagte „So, du warst im Sommer auf unserm Kirschbaum, sagt die Kathi“. Zum Glück mussten alle

darüber lachen. Ich stammelte eine Entschuldigung und lief schleunigst nach Hause. So schnell war ich wohl noch nie von Wilhelmsdorf zurück ins Dorf gelaufen. Die Kathi war mir dadurch noch unheimlicher geworden.

Teil 5

Herbst in Simmersdorf, der Kreis der Jahreszeiten schließt sich.



Der Herbst brachte neue Freuden. Die Kühe, die sonst nur auf eigenen Weiden grasen durften, hatten mehr Freiheit und wir Hütekinder erst recht. Wir trieben das Vieh oft von drei bis vier Höfen zusammen in eine Richtung, ließen es grasen wo es wollte und wir Kinder, sechs bis sieben an der Zahl, spielten miteinander. Abends trennten wir uns am Anfang des Dorfes und jede Kuh fand den richtigen Stall. In den „Kejbalan“ war unser liebster Platz. Das war in Richtung Stecken eine kleine Mulde, wo zwei Wäldchen standen, ein kleiner Bach durchfloss und ein Kartoffelacker war meist auch in der Nähe. Das war nämlich sehr wichtig. Jedes Kind hatte Streichhölzer und Salz, meist in einem Stück Zeitungspapier dabei. Wir waren ein richtiges Team. Die einen, meist die Jüngeren, wurden zum Reisisammeln geschickt. Die Buben holten größere Steine, die am Wegrand im Kreis gelegt wurden und die Feuerstelle ergaben. Wir achteten auch darauf, dass wir weit genug vom Wald weg waren. Alle diese Maßnahmen waren uns selbstverständlich geworden, wurden sie uns doch immer vom „Herrn Oberlehrer“ eingebläut. Zuerst wurde aus dürrer Reisis Feuer gemacht, übers Knie gebrochene dickere Äste kamen hinzu. Es musste eine richtige Holzkohlen- glut geben. Eines der Kinder lief zum nächsten Kartoffelacker und riss einen Pflanzenstock heraus. In der Schürze wurden die Kartoffeln zum Bach getragen und gewaschen. Richtig waren eigentlich nur die etwa cigroßen. Dann wurde die Holzkohle auseinandergekratzt, die Kartoffeln kam in die Mitte und wurden zugedeckt. Danach kam wieder Reisi drauf und nun galt es, auf dem Bauch liegend, kräftig zu blasen, damit das Feuer nicht ausging. Die Kühe hatten wir meist vergessen. Welch ein Schreck, wenn sie alle weit weg in einem Rübenacker standen und die Blätter fraßen oder in einem Kleeacker – womöglich „in's Felexn“. Das fürchteten wir be-

sonders. Nach geraumer Zeit holte man mit einem langen Stock eine Kartoffel heraus, um zu sehen, ob sie gar war. Vorher waren sie noch umgedreht worden. Endlich waren sie innen schön mehlig und weiß – und schrecklich heiß. Wie köstlich schmeckten sie mit etwas Salz! Kohlschwarz im Gesicht und an den Händen, manche malten sich noch extra mit Holzkohle an, trieben wir unser Vieh zusammen, zum „Eintreiben“. Von Richtung Stecken her kommend verteilten sich die Kühe vor der Kirche von selbst. Ich hatte es von dort bis zur Mühle am weitesten. Die Kühe fanden ihren Weg allein. Einmal ging die Leitkuh mit ihren großen Hörnern voraus, blieb beim offenen Stubenfenster vom Bäcker Kreuz stehen und fraß an den Topfblumen. Ich schlug mit der Peitsche – einem Haselnussstock mit einem Stück Schnur daran – auf die Kuh ein, wodurch sie den Kopf immer weiter zum Fenster hinein streckte. Plötzlich muss jemand von innen die Kuh erschreckt haben. Sie machte einen Satz zurück und riss mit den Hörnern das ganze Fensterkreuz und den Rahmen heraus. Glas klirrte und machte die Kuh vollends verrückt. Sie stellte den Schwanz auf und galoppierte aufgeregt auf die Mühle zu. Die anderen Kühe machten es ihr nach und ich stürzte atemlos hinterdrein. Die Leute in den Höfen und auf der Straße lachten und ich heulte und plärrte. So schnell war ich nie mit den Kühen durchs Dorf gerast.

Es gab den Brauch, wer zum „Austreiben“ (Hüten) bestimmt war, der wurde „ogschütt“, das heißt mit einer Bütte (Holzzuber) voll Wasser begossen, damit er beim Hüten nicht einschlief. In meinem Fall hatte ich gehofft, man hätte es vergessen. Das erste Austreiben war immer sehr aufregend, weil es eine Weile dauerte, bis die Kühe ihren Weg fanden. Als am Abend alle Kühe wieder daheim und im Stall angebunden waren, ging ich zur Haustüre, als mich vom Fenster direkt darüber ein kalter Guss traf. Der Vojtech, der junge Müllersbursch hatte daran gedacht und gewartet, bis ich zur Hautür kam.

Zum Herbst gehörte auch die Kartoffelernte. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Wie es die kleine Bauern machten, weiß ich nicht, wahrscheinlich mit dem Pflug. In der Mühle hatte man einen „Roderer“, eine Maschine, an der über einer Pflugschar ein Gabelrad angebracht war. Für die Pferde war es nicht schwer den Pflug zu ziehen, der tief in den Boden gedrückt wurde. Dabei schleuderte das Rad sich drehend die Kartoffeln breit nach rechts. Aufgelesen wurden die Kartoffeln durch die „Schleifersfrauen“, die Frauen der Glasschleifer (Arbeiter aus der Glasfabrik). Ich kann mich erinnern, dass Großvater mit großen Schritten jeder Frau ein Stück zum Auflesen abmaß, wobei er darauf achtete, dass es gerecht zuging. Auch für die Kinder wurde ein Stück abgemessen und mit Stöcken markiert. In „Schwingen“ (flachen Körben) wurden die Kartoffeln zu den Wagen getragen. Die zu beladenden Wagen standen in regelmäßigem Abstand auf dem Acker. War ein Wagen „koppert“ voll, fuhr man ihn dem Dorf zu. Die meisten Häuser hatten große

Keller, deren Fensterlöcher sich direkt über dem Boden der Straße befanden. Die Kartoffelwagen hatten seitlich kleine Türchen. Wenn sie aufgemacht wurden, kullerten die Kartoffeln über eine Rutsche direkt ins Kellerloch. Unten stand jemand und beförderte sie mit der Kartoffelgabel weg vom Fenster, in die Ecken, damit es keine Verstopfung gab. Die Kartoffelgabel hatte keine spitzen Zinken, sondern „Kugeln“ an den Zinkenenden, damit die Kartoffeln beim Verteilen nicht verletzt wurden. Unmengen von Kartoffeln gab es jedes Jahr. In der Küche waren sie nicht wegzudenken. Kartoffelsuppe gab es in den meisten Familien jeden Abend. Außerdem Pell- und Salzkartoffeln, sowie Kartoffeln im Rohr (Backofen) gebacken mit Salz, Kümmel und Knoblauch. Natürlich gab's Kartoffelsalat und zu Schweinebraten mit Sauerkraut Kartoffelknödel aus rohen Kartoffeln, mit Speck gefüllt oder von gekochten Kartoffeln, mit Ei und Mehl geformt. Zwetschgen-, Marillen- und „Schwarze Bierlaktödel“ – eine Delikatesse. Aus roh geriebenen Kartoffeln gab's „Totsch“ (Kartoffelpuffer), mit Pfeffer und Knoblauch abgeschmeckt, in Schweineschmalz gebacken. Letztlich dienten die Kartoffeln, natürlich vor allem die schlechteren, auch als Futter für die Schweine, Gänse, Enten und das Hühnervolk. Jeden Tag wurde dazu ein großer Kessel voll gekocht und mit Getreideschrot vermischt.

Am Abend, wenn auf dem Kartoffelacker Schluss war, standen die Frauen der Glasschleifer mit ihren Buckelkörben an, denn sie bekamen jede zwei Schwingen voll Kartoffeln, die sie auf dem Rücken (Buckel) nach Hause trugen. Es muss fast ein Zentner gewesen sein – und das jeden Abend. Ob das der ganze Lohn war oder ob sie auch noch Geld bekamen, weiß ich nicht. Aber mit den Kartoffeln, die sie jeden Tag heim trugen, war wohl der Bedarf der Familie gedeckt. Sie hatten auch Hasen, Gänse und vor allem Ziegen und manchmal ein Schwein, in Holzhütten hinter den Wohnungen. Die „Fabrikleute“ wohnten pro Familie, ganz egal aus wie vielen Personen sie bestand, in einem Raum, in dem gekocht und geschlafen wurde. Das Arbeiterhaus war ein langgestreckter Bau mit einer Art Veranda, von der aus die Türen direkt in die Zimmer führten. Vor jeder Tür standen fein säuberlich zwei Eimer mit Wasser, mit Holzdeckeln zugedeckt. Das Wasser war weit her vom Brunnen geholt worden. Am Rand der Eimer ging ein Schöpflöffel oder auf dem Deckel stand ein „Tipfel“. Daraus durften die Kinder trinken, wenn sie Durst hatten. Es gab im Dorf drei Häuser mit Wohnungen für die Fabrikarbeiter. Sie wurden „Kaserne“, „Schachtelfabrik“ und „Parlament“ genannt. Ich war gern bei den Schleiferkindern. An den Fenstern hingen oft Vogelkäfige mit Finken, „Zeiserln“ oder Dompfaffen. Auf dem Fensterbrett standen große Einmachgläser mit zu Schnaps angesetzten Beerenfrüchten, was wohl nach der Gärung Himbeergeist oder likörähnlichen Alkohol gab. Ich ging auch mit zum Hasenfutter holen und half auch schon mal, vom Rand des Kleefeldes der Mühle ein paar Arme voll Klec

in den Sack zu stopfen. Von den tschechischen Kindern lernte ich auch, wie süß der noch unreife Mohn schmeckt, wo es Haselnüsse ab und auf welchem Acker die zartgrünen Erbsen gerade richtig waren. Auch die weißen Futterrüben schmeckten uns. Man durfte sich nur nicht erwischen lassen.

Eine besondere Sorte roter Kartoffeln, die extra stärkehaltig war, wurde direkt vom Acker in die Stärkerei oder Spiritusbrennerei gefahren. Oft fing es an zu schneien und es war schon sehr kalt, wenn die Kartoffelernte vorbei war. Auch das Kühe hüten war dann kein reines Vergnügen mehr. Das Holz war zu nass, um Feuer machen zu können. Wir Hütetkinder standen am Waldrand unter Bäumen und waren froh, wenn jemand vom Dorf her winkte und wir „eintreiben“ durften.

Ende Oktober war in Jenikau „Kirfohrt“ (Kirchweih/Kirchenfest). Das war dann unsere „Belohnung“. Wir Hütetkinder durften, mit einigen Kronen beschenkt, am „Schwarzen Teich“ vorbei nach Jenikau, einem ganz tschechischen Ort. Zuerst war Messe. Wir und auch Erwachsene mussten vor der Kirche stehen, weil kein Platz mehr war. Die tschechische Predigt kam mir sehr lang vor. Ich verstand kein Wort. Erst nach dem Gottesdienst gingen das Ringelspiel (Karussell) und die Schiffschaukel los. Man kaufte türkischen Honig und „Schillerlocken“, ein Gebäck, „goldene“ Ringe mit Glassteinchen, Heiligenbildchen, süße, himmelblaue und rosarote Engelsbildchen mit Spitzenrand, Rosenkränze in allen Farben, gebrannte Mandeln und Zuckerstangen, „Bärendreck“ (Lakritze) oder Windrädchen für die Kleinen.

Der November kam und mit ihm Kälte, Regen und Schnee. Allerheiligen: Die Gräber wurden mit Reisig abgedeckt. Rote, blaue, rosa, gelbe oder weiße Krepppapierrosen, kunstvoll von Hand gefertigt und in Wachs getaucht, schmückten die Gräber. Viele Lichter brannten am Abend gespenstisch auf dem Friedhof. Besonders die Gräber der Tschechen waren bunt und mit grellfarbenen Papierblumen überladen. Auf den deutschen Gräbern sah man eher selbst geflochtene Kränze aus Tannenreisig, Eichenlaub oder Tannenzapfen. Oft war der Friedhof schon am Allerseelentag tief verschneit, die Papierblumen zerflossen und der Schnee davon bunt gefärbt.



Damit schließt sich der Kreis der Jahreszeiten. Der lange, strenge Winter in unserem Dorf begann von neuem. Bald danach war die heile Welt des dörflichen Lebens in Simmersdorf zu Ende.

Teil 6

Krieg, Lager, Zwangsarbeit



Simmersdorf, Dorfteich bei's Felexn

Die heile Welt des dörflichen Lebens in Simmersdorf war nach Ausbruch des Krieges bald zu Ende. Zuerst besuchte ich die Oberschule in Freudental. Disziplin und Ordnung wurden dort groß geschrieben. Mit dem Schulbeginn wurde ich in die Hitlerjugend aufgenommen. Ich bekam eine Uniform: Dunkelblauer Wollrock, mit Knopflöchern an die weiße Bluse geknüpft. Dazu gab es die khakibraune Kletterweste mit dem Hakenkreuz in der Raute am Oberarm und in weißer Schrift "Ostsudetenland" in einem dreieckigen schwarzen Aufnäher. Ich hatte jede Woche zweimal Dienst, einmal den Heimdienst und einmal Sport. Am Sonntagvormittag war Platzsingen. Dazu kamen die Straßensammlung für das Winterhilfswerk, das Sammeln von Heilkräutern und der Ernteeinsatz bei der Kartoffelernte. Die Schule musste dazu frei geben und wir hatten immer weniger Unterricht. Die jungen Lehrer wurden zum Militär eingezogen. Eine ältere Dame mit schneeweißem Haar, die „Miss“, gab uns Englischunterricht. Sie war immer ganz schwarz angezogen. Die Buben malten sie oft mit Kreide an, wenn sie durch die Bankreihen ging. Wir ärgerten sie wo wir konnten, bis sie einmal anfang zu weinen. Wir waren beschämt, es war uns peinlich. Sie erzählte uns dann, dass sie ihren Mann im ersten Weltkrieg verloren habe und nun die Nachricht bekommen habe, dass ihr einziger Sohn gefallen sei. Von diesem Tag an waren wir lieb zu ihr. Sie wurde unsere Lieblingslehrerin. In Mathematik hatten wir einen jungen Lehrer. Er trug zu unserem Spott immer weiße Handschuhe. Wir lachten darüber, bis er sie eines Tages vor uns herunterriss und uns seine Hände zeigte. Sie waren rot und blau und voller schrecklicher Narben. Wir waren über den Anblick entsetzt. Er hatte an der Front in Russland seine Hände erfroren, als er mit den Skiern gestürzt, sich nicht mehr aus eigener Kraft aufrichten konnte und lange Zeit im Schnee gelegen war.

Als ich im Sommer 1943 mit Sack und Pack von Freudental nach Iglau fuhr, herrschte auf allen Bahnhöfen ein Chaos. Zum ersten Mal sah ich Lazarettzüge, die direkt von der Front kamen und war über den Anblick der schwer verwunderten Soldaten entsetzt. Der Zug nach Brünn war überfüllt mit Frauen, Kindern und alten Leuten. Ich war überrascht, bis mir aufging, dass das Flüchtlinge waren. – Nun ging ich in Iglau in die Oberschule. Die Lehrer waren lauter alte Pensionäre, die noch einmal unterrichten mussten, weil die jungen Lehrer alle an der Front waren. Auch hier wurde alles andere wichtiger als die Schule. Sportfeste mit Keulen-, Ring- und Ballgymnastik, Aufmärsche. Wir mussten an Werktagen in Uniform Spalier stehen, alle zehn Schritte auf beiden Seiten der Straßen, mit Blumen in den Händen. Ich stand einmal stundenlang im Heulos-Park, am Weg zur Adolf-Hitler-Schule, weil Himmler kommen sollte. Aber er kam und kam nicht. Es regnete, wir froren, bis man uns endlich heimschickte. Jeden Monat mussten wir bis zu einem Kilo Heilkräuter sammeln. Man glaubt nicht, wie leicht das Gras wurde, wenn es getrocknet war und bis man dann die Menge beisammen hatte. Statt Hausaufgaben zu machen, gingen wir mit großen Taschen hinaus und sammelten Lindenblüten, Schafgarbe, Brombeer- und Himbeerblätter, Wegwarte und Johanniskraut, Walnussblätter.

Ich wohnte im Schülerheim in der Kreuzgasse, ging samstags meist zu Fuß nach Simmersdorf, um am Montag mit dem Omnibus wieder in die Stadt zu fahren. Noch ein Jahr vor Kriegsende bekam Vater den Befehl, mit den deutschen Kindern in die tschechische Schule umzuziehen. Diese war nämlich neuer und moderner gebaut. Die tschechischen Kinder und die Lehrer mussten in die alte deutsche Schule wandern. Die tschechische Lehrerfamilie hatte sechs Kinder. Für die Familie war die Wohnung in der alten Schule viel zu klein. Meinem Vater war es peinlich diesen Befehl auszuführen. Er zögerte lange. Das eine Schuljahr, das ich in Iglau zu Schule ging, war sehr turbulent. Das Schülerwohnheim wurde von den BDM-Führerinnen aus dem „Reich“ geleitet. Buben und Mädchen von außerhalb, also auch ich, schliefen zu zwölf in einem Schlafsaal. Am „Eintopf-Sonntag“ wurde im Heim nicht gekocht. Wir gingen zur Kreuzkaserne neben der Ignazkirche und bekamen aus der Gulaschkanne für wenig Geld einen Schlag Erbseneintopf. In der Schule begannen die Luftschutzübungen. Bei Probealarm rannten wir in den Keller, wo wir Gasmasken aufsetzten mussten. Wir nahmen alles sehr leicht, war doch, bis auf zwei Brandbomben am Bahnhof, noch nie etwas passiert.

Mit mir in die Schule ging eine Syssi von Blankenstein und aus Wiese eine von Wallerstein. Eines Tages kamen sie nicht zur Schule. Man munkelte, sie seien auf ihre Schlösser ins „Reich“ geflüchtet. Sie hatten sich rechtzeitig abgesetzt.

Mit Beginn des Schuljahres 1944 wurde die Oberschule geschlossen und als Lazarett eingerichtet. Wir wurden heim geschickt. In Deutsch Brod war schon

lange vorher ein großes Lazarett, das wir Jungmädchengruppen besuchten, den Soldaten Lieder vorsangen und kleine Geschenke austeilten. Dort traf ich auch Teppers Andres aus Simmersdorf. Eines Tages hieß es, die Adolf-Hiltler-Schule, eine Elite-Oberschule, im Heulos sei geräumt worden. Die Landdienstmädchen und Arbeitsmädchen fuhren plötzlich auch heim ins „Reich“. Unseren vierzehnjährigen Mädchen wurde befohlen, auf dem Land auf einem Bauernhof ein Pflichtjahr zu machen. Ich ging mit meinem Schülerschein auf das Arbeitsamt, bekam ein Arbeitsbuch und die Erlaubnis, bei Walter auf dem Hof das Pflichtjahr zu machen. Nach vier Jahren also kehrte ich zurück nach Simmersdorf. Ich arbeitete den ganzen Tag in der Landwirtschaft mit. Wir hatten nur noch zwei tschechische Knechte. Die Landdienstmädchen waren weg. Als Magd war's Kubat'n Resi noch da. Ich hütete wieder die Kühe, aber es war alles anders. Allein, meist ein Buch lesend, saß ich am Wiesenrand. Ich musste auch schwer arbeiten, so z. B. auf dem Wagen Heu schichten. Einmal stach mich Honso, einer der Knechte, mit der langen Gabel in die Wade.

Die Stimmung im Dorf war bedrückend. Fast jede Woche kam die Nachricht, dass wieder einer unserer jungen Männer, die im Krieg waren, gefallen war. An der Hinterseite der Kirche wurden immer mehr Birkenkreuze aufgestellt und der tschechische Sohn vom Bouchner Schuster spielte in der Kirche zum Schluss der Totenmesse immer das Lied „Ich hat' einen Kameraden“. Der Schneider Bouchner, als Ortsgruppenleiter, ging immer in Uniform in die Häuser, um die Nachricht zu bringen, dass der Sohn oder Mann „für Führer, Volk und Vaterland“ gefallen ist. Die Leute bekamen immer schon einen Schreck, wenn er in Uniform durchs Dorf ging.

Immer mehr Lebensmittel, wie Eier, Milch und Fleisch mussten abgeliefert werden. Mutter saß jeden Abend mit einigen Frauen zusammen. Sie strickten aus aufgezogener Wolle Socken und Pulswärmer für die Soldaten im Osten. Wenn wir auf dem Feld waren, flogen hoch am Himmel viele schwere Flugzeuge über uns hinweg, gegen Osten. Manchmal blinkte eines in der Sonne. Einmal fiel hinterm „Hübel“ etwas Helles zur Erde. Wir erschrakten und dachten es wäre eine Bombe oder ein Fallschirm. Aber als alles still blieb und nichts geschah, fuhr Walter mit dem Görner Schmied hinauf, um nachzusehen. Sie brachten einen länglichen, zwei bis drei Meter langen, eiförmigen Behälter ins Dorf, wahrscheinlich ein Reservetank, der von allen bestaunt wurde. Er war aus silberglänzendem Aluminium.

Es kam der Befehl, alle Fahrräder für die Soldaten abzugeben. Herren- und Damenfahrräder, z. T. wurden alte „Göppel“ zusammengeflickt. Im Radio waren die vielen Siegesmeldungen, z. B. darüber, wie viele Bruttoregistertonnen versenkt worden sind, verstummt. Auch das Lied „Wir fahren gen England“ war nicht mehr zu hören. Ich hörte etwas von Wunderwaffen, V1- und V2-Raketen. „Aber das hilft auch nichts mehr“, sagten die Leute.

Von Iglau her wurden mit Lastwagen Flüchtlinge

aus Oberschlesien gebracht, die Walter im Dorf verteilen musste. In der leeren Wohnung in der alten Schule hauste eine Frau mit drei Kindern. Ich bettelte für sie bei Mutter um unsere alten Steppdecken und um Bettwäsche. Sogar eine kleine Kuckucksuhr trug ich hin. Die Flüchtlinge waren einige Wochen da, bis sie wieder nach Iglau gefahren wurden, wo man einen Transport nach Westen zusammenstellte. Es waren überwiegend Frauen, Kinder und alte Menschen. Von Stecken her kam eines Tages ein Treck schwerer Wagen mit Kuhgespann aus Rumänien. Es waren deutsche Bauern mit ihrem Dorfvorsteher, die bei uns Rast machten und hofften, über die tschechische Grenze ins „Reich“ zu gelangen. Sie fuhren in Richtung Pollerskirchen weiter. Wir hatten Angst um sie, weil sie durch das ganze tschechische Gebiet mussten.

Die Tschechen gingen mit grinsenden Gesichtern herum. Über Nacht waren an der Mauer mit Kalk große „V“ aufgemalt, was Viktoria – Sieg bedeutete. Man flüsterte, die Zeichen wären von den Partisanen, die sich in den Wäldern versteckt hielten, als Warnung für uns Deutsche gemacht worden, weil der Russe sich so siegreich näherte. Immer öfter hörte man es von weitem donnern, bis wir begriffen, dass das die Front war, die immer näher rückte. Walter bekam von der Kreisleitung den Befehl, einen Treck zusammen zu stellen. Ein schwerer Kartoffelwagen stand in der Scheuer. Er bekam eine Plane, wie die Zigeunerwagen. Nanni packte Holzkisten und Koffer mit Bettwäsche, Kleidern und Haushaltsgeräten. Walter richtete die Pferdegeschirre. Wir hatten zwei große, starke Pferde. Der Wagen stand schon gepackt. Im Dorf war alles bereit zu flüchten. Da erfuhr man, wie schrecklich es anderen Trecks auf der Flucht ergangen war, dass die Pferde von den Tieffliegern erschossen, die Wagen von Tschechen und den Partisanen in den Wäldern überfallen und ausgeraubt worden waren. Walter rief die Männer zusammen und sie beschlossen zu bleiben. Wir wären doch nicht mehr weit gekommen. Wir hatten zuerst gehofft, bis zu den Amerikanern im Westen durchkommen zu können.

Die Wagen wurden wieder abgeladen. Eine Holzkiste vergrub man unter dem Gartenhaus – immer in der Angst, von jemandem gesehen zu werden. Auf einmal hieß es: „Die Russen sind da!“ Von Pollerskirchen her kamen ganze Reiterscharen. Wir verschlossen die Haustür und mitten im Zimmer stehend warteten wir, was passieren würde. Da kamen auch schon von der Bachseite zwei Reiter in den Hof gesprengt. Baumlange Kerle mit wunderschönen Pferden. Kosaken waren das, der Uniform nach. Sie sprangen ab, schauten zu den Fenstern her, liefen zum Pferdestall und führten reitend unsere zwei Pferde am Halfter neben sich aus dem Hof. Unser Hans bäumte sich noch auf, wicherte und schlug aus, dann war der Spuk vorbei. Als weiter nichts geschah, gingen Walter und ich hinaus vor die Haustür. Da kam schon wieder ein Russe vom Dorf her

geritten, sprang ab, sagte irgendetwas zu Walter und riss ihm die Armbanduhr von der Hand. Mich zwickte er in den Arm, grinste und zog mich ein Stück am Arm über den Hof. Ich wusste zuerst nicht was er wollte. Als ich begriff, wurde mir schlecht. Sein Pferd, das er an der anderen Hand hielt wurde unruhig. Er dreht sich zu ihm und ließ mich los. Ich lief schnell ins Haus zurück. Ich war noch einmal davon gekommen. Von diesem Augenblick an erlebten die Mädchen und Frauen tage-, ja wochenlang wahre Todesängste vor den Vergewaltigungen. Nur oberflächlich aufgeklärt, brach eine ganz Welt für uns junge Frauen zusammen. Wir zogen lange Röcke an, banden Kopftücher bis ins Gesicht, um wenigstens von weitem älter auszusehen. Ständig waren wir vor den Russen auf der Flucht. Sie kamen von allen Seiten auf den Hof. „Dawei, dawei“ hieß es den ganzen Tag. Sie wollten Eier, Fleisch, Wodka. Ich hatte „Woda“, d.h. Wasser verstanden und wurde ausgelacht.

Als nächstes kamen, wieder auf der Straße von Pollerskirchen her, in Richtung Iglau ziehend, kleine Soldaten auf kleinen Pferden. Sie hatten schräge Augenschlitze. Es waren Mongolen. Sie stahlen was sie konnten, fingen die Hühner auf dem Hof und drehten ihnen den Hals um. Gleichzeitig aber wollten sie Eierspeis zu essen. Sie führten die Kühe, Rinder und Kälber aus dem Stall. Die Maschinenpistole unter den Arm geklemmt, drangen sie in die Stuben ein und nahmen mit, was ihnen gefiel. Als einmal einer betrunken bei der Haustür hereinkam, flüchtete ich schnell aus dem Fenster in den hinteren Hof. Da kam mir einer mit ausgebreiteten Armen entgegen und wollte mich fangen. Ich war in der Falle. Er tat mir aber nichts, lachte nur schallend, als er meine Angst sah. Tage- und nächtelang saß ich unterm Dach auf der „Bühne“ (Dachboden). Mutter brachte mir Essen herauf. Ich hörte vom Dorf her das Schreien der Frauen oder Schüsse. Wenn es ruhiger war, holte mich Mutter herunter und ich schlief mit ihr in einem Bett, immer in der Angst, entdeckt zu werden. Als ein russischer Major mit Frau, die auch Offizier war, und mit einem Säugling in der Mühle Quartier nahmen, waren wir endlich eine zeitlang vor Überfällen sicher. Der Major hatte einen ganzen Stab von Stiefelknechten (Burschen) und Dienern dabei, sogar einen rumänischen Arzt. Ein Leibbursche war für das Kind zuständig. Er machte Wasser heiß auf dem Herd und trug es für das Bad des Kindes in das Schlafzimmer hinauf. Er musste Windeln waschen und aufhängen. Das Fläschchen kochte die Majorin immer selbst, in Uniform am Herd stehend. Nanni bot ihr einmal Gries oder Nestlé-Kindernahrung an, eine noch zugelebte Dose. Sie nahm nichts an. Sie hatte wohl Angst, die Lebensmittel könnten vergiftet sein. Als der große, schwarze Personenwagen im Hof zur Abfahrt der Majorin bereit stand, entdeckte ich mit Schrecken, dass auf den Sitzen des Autos die grün-roten Plüschbezüge von unseren Sitzmöbeln im Wohnzimmer ausgebreitet lagen. Ich lief hinauf

ins Wohnzimmer. Die Bezüge waren einfach aus den Möbeln herausgeschnitten. Das Sofa war demoliert, der Stoffbezug war weg, die Sprungfedern standen heraus. Nachdem die Russen abgezogen waren, kamen immer wieder kleine Partisanen-Gruppen. Sie hatten die ganzen Arme von den Handgelenken an voller Armbanduhren. Sie trugen Fantasieuniformen, waren schwer bewaffnet, hielten Saufgelage und hatten eine ganze Schar junger, blonder Burschen und Mädchen dabei. Die Mädchen zwangen sie mit vorgehaltener Pistole, ihnen zu Willen zu sein.

Ganz schrecklich habe ich die langen Züge der deutschen Gefangenen in Erinnerung. Auch sie kamen von Pollerskirchen her und wurden durch unser Dorf nach Iglau geführt. Geschunden, halb krank zum Teil, schleppten sich die Soldaten dahin. Einem Gefangenen war es gelungen auszubrechen. Er kam über die Brücke in unseren Hof gelaufen. Ein Russe folgte ihm, schoss auf ihn und als er ihn erreichte, schlug er ihn mit dem Gewehrkolben auf den Kopf, dass er blutete. Ich stand am Stubenfenster und sah es mit Entsetzen. Man erzählte, oben beim Neubauer sei einer plötzlich aus der Reihe gesprungen und habe einen Kartoffelstock herausgezogen, um die rohen Kartoffeln zu essen. Er wurde sofort vom Wachposten zusammengeschlagen und liegen gelassen, wohl zur Abschreckung für die anderen Gefangenen. Im oberen Teil des Dorfes sind unsere Frauen gestanden, mit Kannen und „Tipfeln“ voller Milch und Kaffee und haben versucht, den Soldaten zu trinken zu geben oder ihnen Brot zuzustekken. Manche Wachen ließen es zu, andere schossen in die Luft und wehrten ab. Einige Soldaten, die krank oder verwundet waren und nicht mehr laufen konnten, wurden im Kartoffelkeller beim Smerad gefangen gehalten. Unsere Magd, die Resi, bekam den Auftrag, ihnen Kartoffelsuppe und Brot zu bringen, bis sie abtransportiert wurden. Resi kam jedes Mal erschüttert und weinend zurück und hatte kleine Zettel in der Hand, die ihr zugesteckt wurden. Die Zettel enthielten die Adressen der Familien, denen sie schreiben sollte, dass ihre Männer und Söhne nach Russland in Gefangenschaft gebracht wurden. Ich half auch, solche Lebenszeichen zu schreiben. Ob sie wohl angekommen sind?

Nach den Russen kam eine Einheit Rumänen und besetzte das ganz Dorf. Sie waren ein geschlagenes Heer und hatten viele Pferde dabei. Überall ging das Stroh aus. Es waren müde, ausgemergelte Männer, krank und hungrig. Sie sangen abends im Stroh der Scheune wehmütige Lieder und einer geigte dazu wie ein Zigeuner. Sie hatten Kettchen mit Kreuzen und Medaillen um den Hals und zeigten fromme Bildchen, die sie in den Uniformtaschen trugen. Vor ihnen brauchte man keine Angst zu haben.

Die Russen hatten nichts zurück gelassen. Im Hof der Mühle stand die Feldküche der Rumänen, die aussah wie unser Kartoffelkessel für die Schweine.

Das einzige was es täglich gab, waren weiße Bohnen und Kartoffeln. Eines Tages standen einige um den Kessel herum, schnalzten mit den Zungen, lachten und freuten sich: Heute würde es Fleisch geben. Wir wunderten uns. In unseren Ställen war kein Rind, kein Kalb, kein Schwein, kein Pferd mehr. Auf einmal grinste mich einer an und bellte „wau, wau“. Ich begriff sofort. Rolf! – wo ist unser Hund? Rolf war nirgends zu sehen und zu finden.

Jetzt trumpften die Tschechen auf. Sie tanzten jeden Abend und jagten uns Angst ein. Die Jagdgewehre, Walters Motorrad mussten abgegeben werden, ebenso Nähmaschinen, Radios und die Sparbücher. „Die Deutschen kommen sofort ins Lager“ hieß es. Wir berieten, was wir mit unserer tschechischen Großmutter – 92 Jahre alt – machen sollten. Mutter erreichte, dass Verwandte sie zu sich nahmen. Großmutter begriff gar nicht, was vor sich ging, nur soviel, dass wir nach Deutschland fahren und sie nach Prisnek abschoben. Sie weinte und war gekränkt, dass ihr einziges Kind, wie sie meinte, sie böswillig verließ. Beleidigt saß sie vorne im Lastwagen, neben dem Fahrer und schaute uns nicht mehr an, als wir weinend Abschied nahmen. Sie starb ein Jahr später und wurde doch noch in Simmersdorf neben dem Großvater beerdigt. Die Sachen, die wir ihr mitgegeben hatten sahen wir nie wieder. Wir hatten geglaubt, sie bei den tschechischen Verwandten retten zu können.

Bei Walters Festnahme war ich nicht dabei. Er sprach auch nie darüber. Ich weiß nur, dass ein gewisser Krainer Vorsteher wurde und dass der Postmeister in der Gemeindeverwaltung, der „Národní Výbor“ eine gewisse Rolle spielte. Walter war in Iglau im Gefängnis. Nanni ging immer wieder zu Fuß hin und brachte frische Wäsche. In den Saumnähte sie Zettelchen, damit er erfuhr, wie es uns ging. Einmal umhüllte sie ein Stück Rauchfleisch mit Brotteig, buk es so und nahm es Walter mit. Ob er es bekommen hat, weiß ich nicht. Ich bewunderte sie, dass die den Mut hatte, durch den Wald zu gehen, wo alles voll Russen war.

Dann kam der Tag, an dem wir innerhalb von 10 Minuten das Haus zu verlassen hatten. Wir packten schnell ein paar Kleider ein. Ich zog, mitten im



Sommer, zwei bis drei Kleider übereinander und den Wintermantel darüber. Nanni hatte Reinhard im Kinderwagen, Siegfried sein Pferdchen „Sylvia“ unter dem Arm. Die ganze Zeit standen tschechische Männer in Uniform, mit Maschinenpistolen im Anschlag im Zimmer herum und drängten schnell zu machen. Wir gingen, in großer Angst vor dem, was uns erwartet und wo wir hingebracht würden, aus dem Haus. Zuerst kamen wir nur ins ehemalige Landdienstlager unterhalb der tschechischen Schule. Dort waren schon andere mit Sack und Pack. Alles war dreckig. Es gab in der ganzen Baracke nur eine Glühbirne. In der Dunkelheit suchten wir die Stockbetten auf. Wir mussten zu zweit auf einem schmalen Bett liegen. Am anderen Tag wurden wir zur Arbeit herausgelassen. Ich wurde mit anderen Frauen zum Felexn eingeteilt. Es war Heu- und Getreideerntezeit. Bis abends um sechs Uhr mussten wir wieder im Lager sein, wo die alten Frauen und die kleinen Kinder, bei großer Hitze, die Baracke nicht verlassen durften. Wir brachten ihnen Milch und Brot mit. Auf der Mühle war jetzt ein Ehepaar Kubát. Ich traute mich nicht mehr dorthin zu gehen. Es war ja auch verboten. Beim Felexn musste ich schwer arbeiten. Garben abladen, Mist aufladen, Holz spalten. Aber all das tat ich gerne, wenn ich nur aus dem Lager raus durfte.

So ging es weiter bis zum 8. September, dem Fest der Mariä Geburt. „Da fliegen die Schwalben und die Simmersdörfer furt“, sagten wir sarkastisch. Am frühen Morgen dieses Tages erschienen vor dem Lager viele Tschechen mit Gewehren und Knüppeln in den Händen. Wir mussten in aller Eile packen und uns draußen im Hof, aufstellen, immer die Familien zusammen. Dann ging der ganze Zug mit dem Handgepäck, dem Wenigen was wir tragen konnten, hinauf vor die Kirche. Dort war ein großes Durcheinander. Alle andern Deutschen kamen von allen Seiten mit Koffern, Schachteln und Bündeln. Pferdebespannte Leiterwagen fuhren vor. Alte Leute und kleine Kinder wurden auf die Bündel und Koffer gesetzt. Ich kann mich an Mutters stolze Haltung erinnern, mit der sie da oben saß und ernst, ja fast verächtlich auf die Tschechen herabsah. Auch in mir stieg ein gewisser Hass, Stolz und Trotz auf. Auch ich hatte das Gefühl, dass andere junge Leute versuchten, sich den Schmerz nicht anmerken zu lassen. Als der Zug sich in Bewegung setzte, begann jemand sogar zu singen und trotzig sangen wir „Nun ade du mein lieb Heimatland“. Wir verstummten aber, als wir etwa bei Teppers Kreuz waren, weil wohl uns zum Hohn oder letzten Gruß die Kirchenglocke zu läuten anfang. Sie läutete, bis der lange Zug mit ca. zehn Wagen im Steckener Wald verschwunden war. Ich schaute zurück. Ein letzter Blick. Man sah nur noch den Kirchturm. Erst jetzt kamen mir die Tränen. Ich begriff, dass ich das Dorf zu letzten Mal gesehen hatte, als uns der Wald aufnahm.

In Abständen gingen die Bewacher mit Gewehren neben uns. Es war mir eine Genugtuung, dass auch sie zu Fuß gehen mussten. Wir gingen stundenlang,

bis nach Pattersdorf bei Deutsch Brod, wo wir am Abend ankamen. Im Dunkeln suchten wir uns einen Platz, wo wir uns in den überfüllten Baracken auf den Boden setzen konnten. Im Lager herrschten chaotische Zustände. Ich sah nur einen einzigen Wasserhahn im Freien. Die Aborte waren voll und dreckig. Wir mussten stets bei unseren wenigen Sachen bleiben. Dauernd schrie jemand, ihm sei etwas gestohlen worden. Aus verschiedenen Dörfern waren sehr viele Frauen in Tracht da. Dort trug man noch viel mehr Tracht, als bei uns in Simmersdorf. Sogar Mädchen, ja Schulkinder hatten ihre Tracht, ihre Kopftücher an. Am nächsten Morgen mussten wir uns Familienweise in Reihen aufstellen, damit man sah, wer zusammen gehörte. Tschechische Bauern kamen und suchten sich Arbeitskräfte aus. Es war wie auf einem Sklaven- oder Viehmarkt. Wir waren ohne Mann, insgesamt nur zwei Arbeitskräfte, nämlich Nanni, die Frau von Walter und ich, eine „alte“ Frau, meine Mutter und zwei kleine Kinder, Siegfried und Reinhard, die Söhne von Walter und Nanni. Wir mussten lange warten. Die Familien mit Männern, wenn auch alten, gingen zuerst weg. Endlich hieß man uns und Frau Herout mit deren Töchtern Emmi und Martha, die neben uns standen, auf einen Lastwagen mit Holzvergaser zu steigen. Wir fuhren in Richtung Humpoletz. Zwölf Kilometer hinter Humpoletz landeten wir in Kletescna, auf einem Gutshof, der dem Kloster Seelau gehörte. Welche Ironie des Schicksals: Kloster Seelau war einst Grundherr der deutschen Bauern in Simmersdorf. Wir kamen also zu unseren Ursprüngen zurück. Wir zogen in ein kleines Häuschen mit zwei Räumen ein. Den kleineren davon bezog die Familie Herout, den größeren bekamen wir. Die Räume waren leer und kahl. Kein Stuhl, kein Tisch, kein Bett, aber wenigstens ein gemauerter Herd. Der alte Verwalter des Hofes und seine Frau waren hilflos, als sie sahen, dass wir keine Möbel mitbrachten. Die Leute dort hatten keine Ahnung, was nur wenige Kilometer weiter südlich vorgegangen war. Es war wirklich nicht weit in Richtung Jenikau und „Schwarzer Teich“. Ich schätze etwa 25 bis 30 Kilometer. Pantato, wie der Verwalter genannt wurde, erlaubte uns Stroh zu holen, damit wir die erschöpften Kinder darauf legen konnten. Emmi und ich wurden in den Stall eingeteilt. Wir mussten den nassen, schweren Mist auf einem Brett balancierend mit einer Trage auf den Misthaufen hinaus tragen. Oft bin ich ausgerutscht und im Mist gelegen. Schlimm war, dass wir keine passende Kleidung hatten. Die wenigen Sachen gingen bald kaputt. Vor allem die Schuhe, aufgeweicht von der scharfen Jauche, verloren die Nähte und gingen auseinander. Die Füße wurden wund und schmerzten. Ich band Fetzen, von denen wir aber auch nicht genug hatten, um die Füße. Als der Direktor von Seelau einmal zu uns kam, zeigte ich ihm, dass wir buchstäblich auf dem Boden hausten. Darauf kamen ein paar Tage später Betten und ein Spind, ein Tisch und zwei Stühle. Die Möbel sahen aus, wie aus einem Arbeitsdienstlager.

Ich weiß nicht mehr wovon wir lebten. Ich kann mich nur an Pellkartoffeln erinnern, die es jeden Tag gab und an eine Soße. Ich hatte immer Hunger und Durst. Während Emmi und ich arbeiteten, musste Mutter auf die Kinder aufpassen und kochen. Noch eine Begebenheit ist mir in Erinnerung: Im Dorf Kletescna war ein kleiner Laden. Als ich dort einkaufte, war ich gerade allein im Geschäft. Da steckte mir die Inhaberin ein paar Lebkuchen zu. Die erste Süßigkeit seit daheim. Sie sagte, sie freue sich, dass ich so gut tschechisch kann und ich solle die Lebkuchen niemandem zeigen. Ich versteckte sie bis Weihnachten für Siegfried und Reinhard.

Es wurde Winter und wir hatten kein Brennholz. Emmi und ich gingen täglich in den Wald um Reisig zu holen. Es war nass, rauchte, gab aber keine Hitze ab. Da fällten wir kurzerhand dürre Bäume mit ca. 25 – 30 cm Durchmesser, hackten im Wald die Äste ab und trugen sie heim. Erst am Abend, wenn es dunkel war, holten wir den Stamm. Nun mussten wir den auch noch mühsam in Stücke sägen und spalten. Das konnten wir ja nicht, ohne Krach zu machen. Prompt zeigte man uns beim „Schaffer“ an. Er sagte es dem Direktor, der uns aber machen ließ. Wo hätten wir auch sonst das Holz hernehmen sollen? Ich weiß nicht wie wir den Winter dort überstanden haben: Schwere körperliche Arbeit und wenig zu essen.

Die älteren Tschechen in Kletescna waren sehr freundlich zu uns. Bei den jüngeren spürte man eher Hass und Verachtung. So wurden Emmi und ich im Herbst – es muss um den Erntedank herum gewesen sein – zum Tanzen eingeladen. Wir machten uns fein, so gut es möglich war. Als wir uns der Gaststätte näherten, hörten wir schon die Musik und sahen, wie überfüllt der Saal war. Junge Buschen standen vor dem Haus. Als sie uns sahen, grölten und piffen sie und schrien in den Saal „Sie kommen!“ Mich ergriff plötzlich eine panische Angst. Ich riss mich von Emmi los und rannte davon. Emmi schimpfte hinter mir drein, was ich denn habe. Als ich mich weigerte weiterzugehen, ging sie auch mit heim. Sie war mir richtig böse. Am andern Tag, als ich Milch holen ging, wartete eine alte Frau auf mich und sagte, sei froh, dass ihr nicht hingegangen seid. Die Burschen hätten vorgehabt uns beide deutsche Mädchen auf dem Tanzboden nackt auszuziehen.

Teil 7

Vertreibung, Hoffnung, Neubeginn

Wir mussten immer die weiße Binde tragen. Die nächste Kirche war etwa 6 Kilometer entfernt von dem Bauernhof, auf dem wir zur Zwangsarbeit eingeteilt waren. Am Ostersonntagmorgen – ich weiß nicht, wo ich den Mut her nahm – wanderte ich mit der weißen Binde allein dem Kirchdorf zu. Die Kirche war sehr voll. Ich ging seitlich nach vorne, da ich sah, dass die Beichte abgenommen wurde. Ich stellte mich an und merkte, wie mich die Leute an-



Schwester Sanctina Weber (im Habit), aufgenommen bei der Denkmal-Einweihung in Heidenheim, Mai 2004

starrten, als ob ich nicht ganz richtig sei. Als ich an der Reihe war, sagte ich dem Pfarrer auf tschechisch, dass ich Deutsche sei, aber meine Sünden nicht auf tschechisch ausdrücken könne. Er war sehr liebevoll, sagte, er freue sich, dass ich gekommen sei und dass er nicht genügend deutsch könne. Ich solle ruhig deutsch beichten, die Absolution erteile er mir ohnehin auf Lateinisch. Nach der Messe Spießbratenlaufen durch die Menge, die vor der Kirche stand. Ich schaute mich um – keine einzige weiße Binde! Schnell ging ich aus dem Dorf und war froh, als ich es hinter mir hatte. Auf der Landstraße holte ich eine alte Bäuerin aus Kletecna ein. Sie sagte, ich solle die Binde in die Tasche stecken, sie möchte gerne mit mir reden. Das Wegstecken der Binde war wohl mehr zu ihrem Schutz, damit niemand sah, dass sie mit einer „nemka“, einer Deutschen heimging. Ich musste ihr erzählen, wo wir herkamen. Als sie hörte, was wir mitgemacht haben, liefen ihr die Tränen über die Wangen. Vor Kletecna legte ich wieder die weiße Armbinde an und ging allein durch das Dorf.

Der Hof der Bäuerin stand allein am Waldrand. Die Panimama hatte gesagt, ich solle heute Abend, wenn es dunkel ist, zu ihr kommen, sie würde mir ein paar Eier geben. Als ich aber am Abend zu dem Hof kam, war die Türe verschlossen. Ein Hund bellte wütend. Ich klopfte ans Fenster. Da schaute eine junge Frau heraus, die sehr unfreundlich fragte was ich wolle. Ich sagte, dass die Großmutter mich herbestellt habe. Darauf hörte ich die junge Frau fürchterlich schimpfen, mit der alten Frau. Ganz verstört kam diese ans Tor, gab mir drei Eier und sagte, mehr könne sie mir leider nicht mehr geben. Ich war über die Auseinandersetzung sehr traurig und ging ganz vorsichtig, als trüge ich einen Schatz, zu unserem Hof zurück. Für Siegfried und Reinhard hatte der Osterhase doch noch ein paar Eier gelegt.

Als ich nach Ostern wieder zum Milch holen auf einen anderen Gutshof kam, begegnete mir die Frau des dortigen Verwalters sehr herzlich. Im ganzen Dorf würde davon gesprochen, dass ich beim Beichten und bei der Kommunion gewesen sei, als einzi-

ge nimka. Sonderbarerweise fühlte ich mich von da an viel sicherer. Ich hatte plötzlich keine Angst mehr vor den Tschechen. In Humpoletz kaufte ich mir ein paar Holzpantoffeln für den Stall und zeigte der Verkäuferin in der Drogerie meine Hände, die voller Schrunden und Risse waren. Sie sagte, da würde die Creme die sie hatte nichts nützen und gab mir eine Flasche Glyzerin. Das half tatsächlich mit der Zeit die Wunden, auch an den Füßen, zwischen den Zehen, zu heilen.

Mutter schrieb immer wieder Briefe an Karl, Verwandte und Bekannte. Als Schreibzeug hatte sie nur einen Stummel Tintenbleistift und Papier aus einem Schulheft. Ich war immer mutiger geworden und ging in die umliegenden Dörfer, um nach Deutschen Ausschau zu halten. Ich hoffte weitere Simmersdörfer zu finden. Die Tschechen waren immer sehr freundlich und zeigten mir die Häuser, in denen Deutsche waren. Einmal traf ich eine alte Frau mit Tochter, die mich fest umarmten. Sie waren aus Schlesien und warteten verzweifelt auf ihren Abschub nach Deutschland. Sie waren von der Außenwelt völlig abgeschnitten, wurden fast gefangen gehalten und konnten nie in das Dorf verlassen. Und was das Schlimmste war: Der Bauer und der Knecht kamen in der Nacht zu Ihnen in die Kammer. Der Bauer war zuerst freundlich zu mir und wunderte sich, dass ich so gut tschechisch sprach. Als ich aber ging, sagte er barsch zu mir, ich solle mich nicht mehr blicken lassen. Er muss bemerkt haben, dass sich die beiden Frauen bei mir beklagt hatten. In einem anderen Dorf traf ich wieder auf zwei Frauen, auch Mutter und Tochter. Sie hausten mitten im Dorf im Raum eines Ladens, der zwei große Fenster hatte. Die Fenster waren wie Schaufenster. Jeder konnte den ganzen Tag zu ihnen hineinschauen. Anfangs durften sie nicht einmal bei Nacht die Fenster verhängen. Sie hätten auch nichts dazu gehabt. Später haben sie die Fenster mit Leintüchern verhängt, aber wenn sie Licht machten, war trotzdem alles zu sehen, wie bei einem Schattenspiel. Sie weinten beide sehr und waren glücklich darüber, mit jemandem deutsch reden zu können. Sie hatten auch keine Ahnung, ob im Dorf noch mehr Deutsche wohnten und wussten nicht, was weiter mit ihnen geschehen würde. Auch hier spürte ich, dass es dem tschechischen Hausbesitzer nicht recht war, dass ich das gesehen hatte. Ich konnte die Frauen nicht einmal fragen, wie sie in die Gegend gekommen sind. An einem Sonntag stand plötzlich ein tschechischer Soldat bei uns in der Stube und fuchtelte mit dem Gewehr herum. Er zeigte auf mich und sagte, er hätte Befehl mich abzuholen. Mutter stellte sich vor mich und fragte was er von mir wolle und wohin er mich brächte. Er sagte, er sei ein Wachposten hinten im Wald bei der Talsperre in Richtung Seelau. Dort wären noch mehr Soldaten, die auf mich warteten. Ich fing an zu weinen und klammerte mich an meine Mutter. Den Russen war ich davon gekommen, jetzt sollte ich zu den Tschechen mitgehen. Schließlich war Nanni gezwungen mitzugehen. Ich hielt die Kinder zurück. Mutter sagte: „Jetzt

müssen wir ganz fest beten. Das war ja so ein junger Kerl. Nanni wird schon mit ihm fertig werden". Wir knieten nieder und beteten den Rosenkranz. Ich weiß nicht, wie viel Zeit verging, ein bis zwei Stunden wohl. Auf einmal kam Nanni wieder zur Tür herein. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Sie war mit ihm bis an den Waldrand gegangen. Er hatte irgend etwas davon gefaselt, es würden mehr Soldaten kommen. Als sie aber lange gewartete hatten, sagte Nanni, sie glaube ihm kein Wort. Er musste sie schließlich wieder laufen lassen. Für uns war es wie ein Wunder, dass sie unversehrt wieder zurück gekommen war. Die deutschen Frauen waren für die Tschechen wohl so etwas wie Freiwild, weil sie ihnen ohne den Schutz ihrer Männer ausgeliefert waren.

Endlich Mitte Juni 1946 wurden wir mit unseren Bündeln auf Lastwagen geladen und zurück nach Pattersdorf gefahren. Dort wartete Walter auf uns. Endlich durften wir auch nach Deutschland, wo alle Menschen nur deutsch sprachen – unvorstellbar für mich. Im Lager furchtbare Enge, aufgeregte Aufbruchstimmung. Wir trafen auf andere Simmersdörfer. Immer wieder in Schlange aufstellen, zum Registrieren und Entlausen, Ein weißes Pulver wurde allen, ob nötig oder nicht, auf den Kopf, unter die Arme und vorne ins Hemd oder die Bluse gestreut. Wir sahen aus wie die Müller.

Dann wurden wir nach Deutschbrod zum Bahnhof gebracht, wo leere, dreckige Viehwaggons standen. Wieder aufstellen und abzählen. Etwa dreißig bis vierzig Personen kamen mitsamt dem Gepäck in einen Waggon. Wir standen eng gedrängt, umfallen konnte niemand. In der Ecke ein Holzfass als Abort. Die Tür wurde zugeschoben, es wurde dunkel. Nur die kleinen Spalte zwischen den Brettern leuchteten. Die dort standen berichteten was sie sahen und in welche Richtung es ging. Nach Westen! – Hoffentlich zu den Amerikanern. Es wurde Nacht. Stehend schlafen. Wenn der Zug plötzlich hielt oder bremste, fielen alle in die gleiche Richtung aufeinander. Kinder weinten, alte Leute stöhnten. Am Morgen hielt der Zug auf freier Strecke. Wir Jungen sprangen hinaus, um uns hinter ein Gebüsch zu setzen. Immer wurden wir von den Wachen mit ihrem Gewehren beobachtet. Ich hatte keinen Zeitbegriff, keine Ahnung, wie lange wir fuhren. Stunden? Tage? Der Bottich in der Ecke stank.

Furth im Wald – Grenze! – Bayern! Wieder durch Baracken geschleust. Entlausung. Wo war ein Klo? Hinter Bretterwänden provisorisch eine Holzstange in Sitzhöhe, auf die man sich setzen musste, 40 oder mehr Menschen gleichzeitig.

Die Bahnsteige überall voll Menschen, die nach Angehörigen Ausschau hielten. Soldaten, die ihre Familien erwarteten. Die Bretterwände voll mit handgeschriebenen Zetteln „Wo bist du?“ „Ich fahre weiter nach Regensburg.“ Adressen, Nachrichten, Suchmeldungen.

Regensburg! Den Dom mit den zwei Türmen sahen wir von weitem. Wir sprangen erlöst aus dem Wagen. Endlich in Freiheit! Essen wurde gereicht. Mit

ein paar jungen Burschen machte ich mich auf den Weg. Ich wollte unbedingt den Dom sehen. Wir sangen übermütig und glücklich „Als wir jüngst in Regensburg waren“. Von Regensburg fuhren wir nach Beilngries. Unterhalb des Schlosses Hirschberg war das Lager. Beilngries, ein wunderschönes Städtchen, alles so sauber, ich konnte mich nicht satt sehen. Die Stadt war von Flüchtlingen überflutet. Sie genossen alle die neue Freiheit und waren neugierig auf die Bewohner dieses schönen Ortes. Ich sah, wie manche die Leute, die im Garten arbeiteten, um etwas zu Essen anbettelten. Das Lager musste bald für den nächsten Transport geräumt werden. Uns brachte man hinauf zum Schloss Hirschberg. Dort wurden wir mit anderen Familien auf der Ortsstraße abgesetzt. Da saßen und standen wir nun und warteten darauf, abgeholt zu werden. Eine Familie nach der anderen ging weg. Wir warteten und warteten. Uns wollte niemand. Es war demütigend, wie wir so den ganzen Tag auf der Straße saßen. Die Leute gingen hin und her, Bauern fuhren mit den Fuhrwerken vorbei. Es wurde Abend und Walter ging, um den Ortsvorsteher zu suchen. Der kam und führte uns zu einem Hof, wo wir erst nach langen Auseinandersetzungen zwischen dem Ortsvorsteher und dem Bauern, gezwungenermaßen in einen völlig leeren, kleinen Raum eingelassen wurden. Wieder saßen wir auf unseren Bündeln und Koffern auf dem Boden. Ich bekam dann bei guten Leuten eine kleine Kammer unter dem Dach und sollte in der Landwirtschaft mithelfen. Die Leute waren rührend besorgt um mich. Unvergesslich, als ich mich am ersten Abend mit warmem Wasser waschen konnte, sogar die Haare. Die Bäuerin schenkte mir ein Nachthemd und ich lag nach langer Zeit wieder einmal sauber und allein in einem frischen, weiß bezogenen Bett. Ich konnte mein Glück kaum fassen und spürte zum ersten Mal, es würde alles gut werden. Nanni und Walter hatten zum Glück im nächsten Dorf Arbeit gefunden und Mutter ging mit, um bei den Kindern zu sein. Nach etwa vier Wochen kam die wunderbare Nachricht, dass Schwager Franz bei einem Bauern im Allgäu drei Arbeitsplätze und eine Wohnung gefunden hatte. Es gab aber noch ein Hindernis: Leutkirch lag in der französischen Zone. Wir hatten keine Zuzugsgenehmigung von dort. Wir



Beilngries

mussten also „schwarz“ über die Zonengrenze. Aber wir waren zu neuem Aufbruch bereit, wurden wir doch von Schwester Fanny mit Familie und vom Bruder Karl erwartet. Die Familie würde wieder zusammen sein. Das vor allem war uns wichtig. Wieder einmal schnürten wir unsere Bündel und fuhren im Gepäckwagen immer weiter nach Westen, buchstäblich quer durch Bayern. Am späten Nachmittag war auf dem Bahnhof Legau Endstation. Zwischen Legau und Leutkirch war die Zonengrenze. Wieder saßen wir im Freien auf unseren Habseeligkeiten. Walter ging in den Ort, um mit Zigaretten, Zigarren und Geld jemand zu finden, der uns diese Nacht durch den Wald hinüber in die französische Zone bringen sollte. Wir mussten warten bis es dunkel war. Auf dem offenen Lastwagen saßen wir, vor Angst mäuschenstill und duckten uns, trotz der Dunkelheit, unter die Seitenwände. Im Dunkeln absteigen. Der Lastwagen fuhr schleunigst zurück. Wir saßen und froren und warteten auf den Sonnenaufgang. Es wurde heller. Wir fanden uns vor einer Gastwirtschaft im Hof, neben einer Brücke und einem Bach. Endlich kam ein Mann mit einem Traktor mit Anhänger. Er war erstaunt, wie wenig wir dabei hatten. Er hatte erwartet, wir kämen mit Möbeln und Hausrat. Am Sonntag kam Karl. Schlecht sah er aus, alt war er geworden. Mutter war überglücklich. Ihre Gebete waren erhört worden. Die Familie war wieder vereinigt – das Leben konnte neu beginnen!

Ende.

Die Erinnerung ist das Paradies, aus dem sie uns nicht vertreiben und das sie uns nicht nehmen konnten.
Margarete Weber, jetzt Schwester Sanctina Weber.



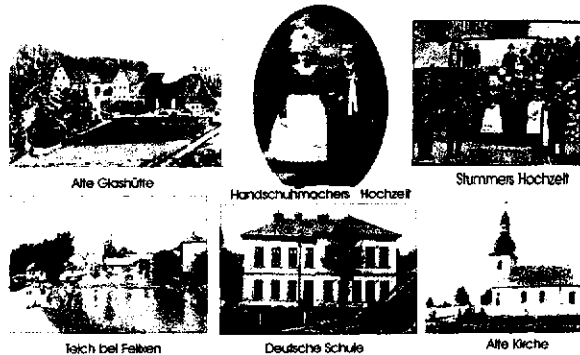
Schwester Sanctina Weber wohnt heute im Seniorenzentrum St. Anna in Schwäbisch Gmünd. Träger des katholischen Hauses sind die Barmherzigen Schwestern von Untermarchtal, deren Orden Sanctina Weber angehört. Trotz ihrer 74 Jahre arbeitet sie in dem Stift auch immer noch als Schwester und hilft bei der Betreuung der alten Menschen.

Im Namen aller (besonders der Simmersdörfer) Landsleute

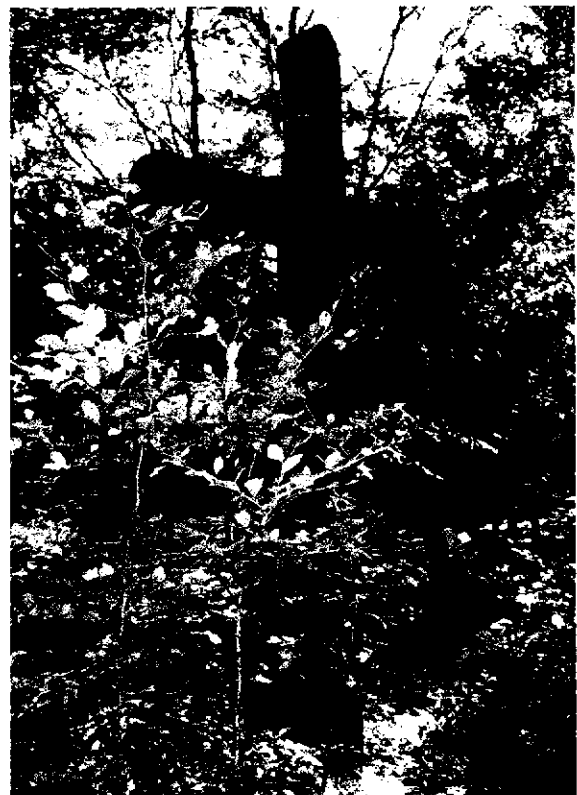
Liebe Schwester Sanctina, liebe Gretl Weber, Mit dem Bildensemble „Gruß aus Simmersdorf“ möchte ich dir im Namen aller Leser, deiner im Mährischen Grenzboten veröffentlichten „Heimaterinnerungen“, besonders aller Simmersdörfer, ein kleines Dankeschön übermitteln. Deine anschauliche Schilderung über das Leben im Dorf versetzt jeden Leser in Gedanken zurück in seine Jugend, in längst vergangene Tage; Erinnerungen an schöne Tage in der alten Heimat, aber auch die letzten Tage in der Heimat, die Zeit kurz vor der Vertreibung, konnten nicht besser mit Worten gezeichnet werden. Und dafür können wir dir nicht genug danken. Wir werden deine Erinnerungen an unsere Kinder weitergeben. Das soll für dich der größte Dank sein.

Karl Görner

Gruß aus Simmersdorf



Gruß aus Simmersdorf an Schwester Sanctina Weber, entworfen von Karl Görner



Feldkreuz am Hohenstein bei Simmdersdorf